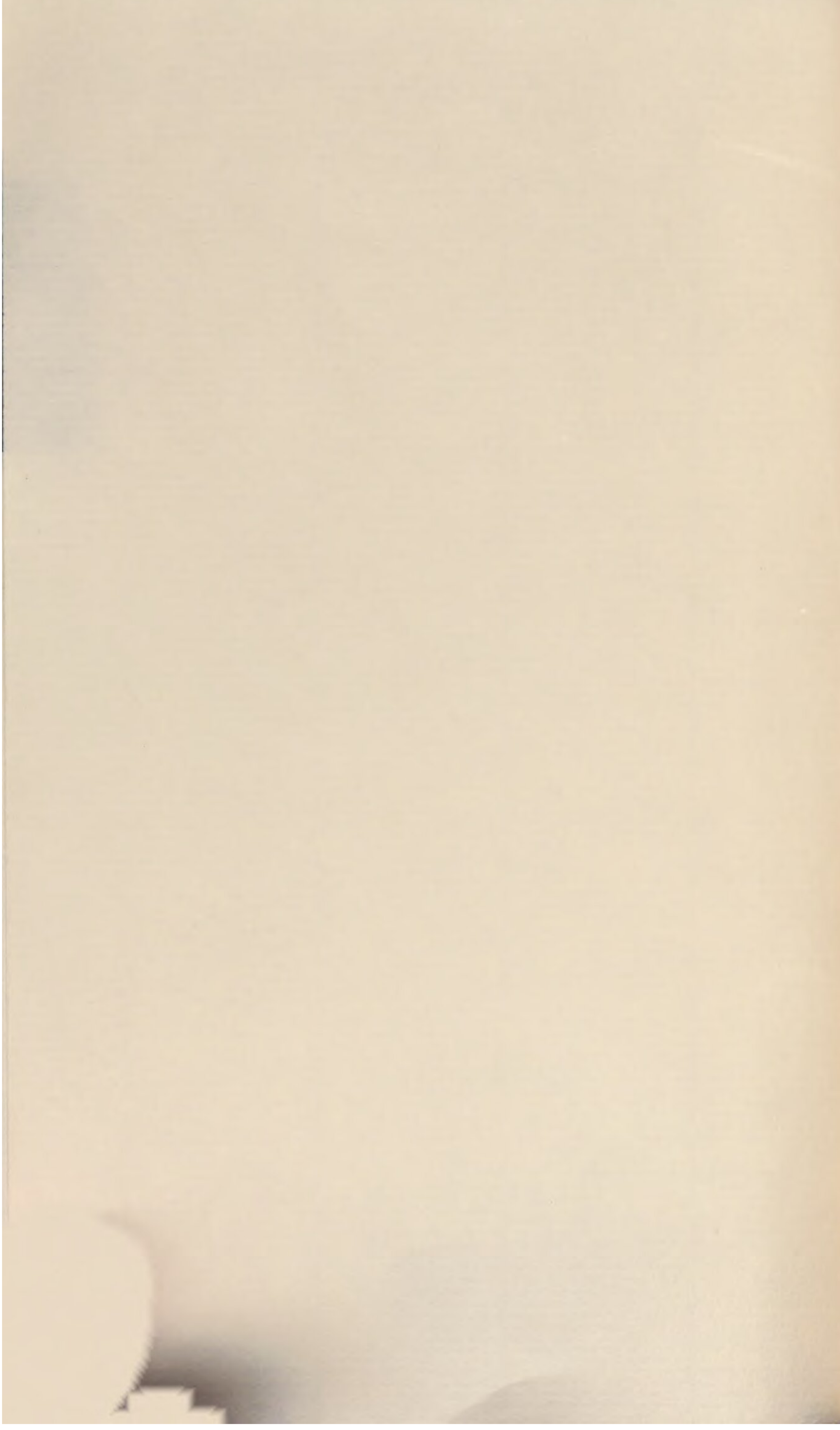
Don. Lud.
539

Don. Lud. 539



Vater

Johann Rudolf Meyer

Bürger von Aarau.

Eine Denkschrift

von

Ernst August Evers.

Aarau 1815

Heinrich Remigius Sauerländer.

Don. Lud. 539

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fg 193/40051

Man bittet in dieser Denkschrift nachstehende wenige Druckfehler zu verbessern.

S. 28. Z. 13. ist denen, nebst dem Komma davor, wegzustreichen.

S. 31. Z. 5. ist statt Bilderwerke zu lesen: Bildwerke.

S. 92. Z. 7. statt welchen: welchem.

S. 114. Z. 14. statt begeistere: begeisterte.

Don. Lud. 539

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fg 193/40051

„Es ist — nach dem Urtheil des Schweizerischen Geschichtschreibers — in der Eidgenossenschaft kein Ort, dem nicht irgend eine Anstalt oder That oder ein großer Mann zu besonderer Zierde diente.“

Aarau hat seine Kantonsschule und deren ersten Stifter. Jene ist, seit der letzten von ihrem Fortgange gegebenen Nachricht, weder im Zweck noch in den Mitteln zu dessen Erreichung, wesentlich verändert worden. Sie ist noch immer eine Anstalt, die den Unterricht der Gymnasien und der höheren Bürgerschulen zu vereinigen sucht. Vor zwei Jahren wurde sie von ihren Gründern der hohen Regierung übergeben, welche derselben einen jährlichen Beitrag von zehntausend Schweizerfranken zusicherte. Zeitumstände hinderten, daß diese Vermehrung der Aussenhülfe zur Vervollkommnung ihres Innern

angewandt werden konnte. In Kurzem aber wird die neue Bahn zu höherem Fortschreiten, in welche sie durch die Landesväterliche Huld gerufen ist, auch wirklich betreten werden.

Dieß kann nicht würdiger geschehen, als mit dem Andenken an den Mann, ohne dessen Hülfe diese Schule nicht stände. Im Leben pflegte man ihn nur den Vater Meyer zu nennen. Und Vater war er auch: seinem Hause, seiner Vaterstadt, vieler wohlthätigen und gemeinnützigen Werke und Anstalten. Wie er wurde, der er war; was ihn gefördert und gehindert; wie andere auf ihn, wie er auf andere und auf sich selbst gewirkt; wie er die Aufgabe seines Daseins angesehen und gelößt habe: dieses ist hier aus mündlichen und schriftlichen Aeusserungen des Verstorbenen sowohl als seiner nächsten Verwandten und Freunde treu und unbewunden erzählet.

Am feierlichen Stiftungstage der Kantonsschule trat Johann Rudolf Meyer auf, der erste und älteste unter ihren Gründern, und sprach also:

„Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Dieß, werthe Bürger und Freunde, ist das unabänderliche Loos des Menschen. Der Erwerb, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen, ist mannigfaltig; doch keiner, wozu nicht Kenntniß und Mühe erfordert wird. — Weisheit vereinfacht unsere Bedürfnisse und erleichtert uns den Erwerb. Weisheit schwingt unser geistiges Wesen zu seinem Urheber empor; sie verscheucht die Finsterniß und bringt die göttlich-reine Christuslehre in Thätigkeit; sie versöhnt Feinde, vereinigt Brüder und findet kein Glück, als in dem Allgemeinen. Weisheit ist allein vermögend,

uns in unsern leiblichen und geistigen Angelegenheiten zu leiten. Das Wissen führet zur Weisheit.“ — Darauf redet er von der Bestimmung der neu gegründeten Schule, Weisheit ins Herz der Jugend zu pflanzen, und wendet sich an die Vorsteher, Lehrer, Eltern und zuletzt an die Schüler mit den Worten: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Flehet an den Vater der Weisheit. Er wird eurem guten Vorhaben Hülfe und eurem Thun Gedeihen geben. Sein guter Geist wolle euch leiten.“

Wie ein Vater unter seinen Kindern steht hier der Greis, und legt in diesen kurzen, sinnvollen Sprüchen sein bestes Vermächtniß in ihren Gemüthern nieder. Es sind nicht hohl klingende und verklingende Gemeinsprüche. Es ist Lebensodem in ihnen. Denn es ist der in Worte gefaßte Kern seiner Erfahrungen, fast in derselben Folge wiedergegeben, wie sein Leben ihn entwickelte. Darum scheint sich auch die Erzählung von seinem Leben wie von selbst daran zu fügen und danach zu ordnen.

„Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen.“ — Schon in der ersten Kindheit lernte er die Wahrheit dieses alten Wortes. Der Vater, ein schlichter, redlicher Mann, und allgemein beliebt bei seinen Mitbürgern, trieb in einem kleinen Häuschen an der Halde zu Aarau das Handwerk eines Weißgerbers; die Mutter, Marianne Müller von Zofingen, sorgte für ihre kleine, wenig bemittelte Familie durch sittsame Zucht und Häuslichkeit. Beide fanden ihren größten Reichthum in dem einzigen Sohne, der ihnen nach zwei Töchtern am 25. Hornung 1739 geboren wurde. Er erbte vom Vater nicht blos, nach altschweizerischer Sitte, den Taufnamen Johann Rudolf, sondern auch eine aufgeweckte Gemüthsart; von der christlich-frommen Mutter ein für tiefe, besonders für religiöse Eindrücke warm empfängliches Herz. Dieses, von stiller Muttertreue gepflegt und durch frühe Bekanntschaft mit der biblischen Geschichte genährt, offenbarte sich bald. Der Vater war durch einen unerbittlichen Gläubiger in harte Bedrängniß gerathen. Da warf sich der zarte Knabe auf seine Knie und flehte Gott um

Rettung. Er ward erhört. Ein edelmüthiger Verwandter übernahm die Schuld. Dies Ereigniß befruchtete, wie ein himmlischer Lichtstrahl, den ihm eingepflanzten reichen Keim des Guten, und weckte den Drang nach Entwicklung. Die Folgen davon zeigten sich je länger je mehr durchs ganze Leben in seinem unermüdeten Erwerbsfleiße, in thätigem Mitgefühle mit fremder Noth und unerschütterlichem Vertrauen auf Gott. Oft und gern ward dieses Vorfalls von ihm gedacht. Viele Jahre nachher schreibt er einem in Dürftigkeit gesunkenen Verwandten: „Was klagt Ihr? wer weiß, ohne „dieß würden Eure Kinder vielleicht weniger brav „und arbeitsam. Auch mir schien es ein Unglück, „als mein seliger Vater durch Bürgschafteu an den „Rand des Abgrunds geführt wurde. Aber ge„wiß, wenn ich jetzt das alles recht empfinde und „bedenke; so hat es zu meinem wirklichen Glück „nicht wenig beigetragen.“

Die äusserliche Lage des jungen Rudolf, welche seinen vielverheissenden Naturgaben wenig Förderung versprach, erheiterte sich durch die Unterstützung einer freundlichen Geschlechtsverwandtin,

die er stets als seine zweite Mutter verehrt hat. Dies war Jungfer Susanna Meyer, ein Frauenzimmer, welches neben anständigem Vermögen eine höhere Bildung besaß, als viele ihrer zeitgenössischen Mitbürgerinnen. Sie freute sich der kindlichen Anhänglichkeit des Knaben, hatte ihn gern um sich, suchte seine allzu ängstliche Schüchternheit in edle Bescheidenheit umzubilden, spornte seine Wißbegier und that zu deren Befriedigung, was immer zu Aarau, damals einem wenig bedeutenden Schutzstädtchen Berns, gethan werden konnte. So wenig dieß sein mochte, so viel und mehr als alles dort Erlernte, galt ihm der Freundschaftsbund, den er mit einigen Mitschülern schloß und lebenslang bewahrte. Noch als Greis sprach er mehrmals mit Rührung von dem Anlasse zu Jugendfreundschaften, als einem wesentlichen Nutzen der Schulen.

Nachdem er die Kunst des Rechnens und Schönschreibens, nicht aber der Rechtschreibung, zu mittelmäßiger Fertigkeit gebracht, den Katechismus und in Gellerts Liedern zugleich einen Schatz von Unterweisung für das ganze Leben dem Gedächtniß eingeprägt hatte, und als üppige Zugabe,

auch noch etliche lateinische Wörter und Sprachformen; so war von der damaligen Stadtschule das möglichste und für die meisten Eltern genug und übergenug geleistet. Nur reichere Bürger thaten etwas mehr für ihre Kinder. Es hatte sich nämlich ein Irrwahn, als wäre die größere Menge der minder angesehenen und begüterten Bürger gleichsam von Natur zur Unwissenheit bestimmt, allmählig aus der herrschenden Stadt in die meisten Ortschaften des größten schweizerischen Kantons verbreitet. Aber die mütterliche Freundin des aufstrebenden Knaben war anderer Meinung. Sie ließ ihn den Unterricht in der Erdbeschreibung benutzen, welchen zufällig ein junger Geistlicher einigen Kindern der wohlhabendsten Familien ertheilte, und kehrte sich nicht an das Naserümpfen des geldadelichen Stolzes. Ja, sie verschaffte ihm, gegen allen bisherigen Brauch, sogar eine Anweisung zum Zeichnen. In der Musik blieb's freilich beim Psalmensingen oder vielmehr Psalmenleiern. Doch glückte es ihm — wie er zuweilen lächelnd erzählte — die Weise des Bachofischen Liedes: „Sorge, Vater, sorge du ꝛc.“ mühsam nachzu-

geigen. Wenn Kopf, Herz und Hand zusammenstimmen, das hielt er immer für die beste Musik.

Im vierzehnten Jahre kam er, durch Tausch, wie gewöhnlich, ins Waadtland, um die französische Sprache zu lernen. Er blieb ein Jahr lang zu Lausanne, vervollkommnete sich im Rechnen und Schönschreiben, und gewann auch dort, wie auf der heimathlichen Schule, durch Sittsamkeit, leichte Fassungskraft und beharrlichen Eifer die vorzügliche Liebe seiner Lehrer. Von da zurückgekommen legte er sich mit solchem Fleiße aufs Zeichnen, als habe ihn die Natur znm Maler berufen. Noch wird ein Probestück seiner damaligen Fortschritte aufbewahrt. Es ist ein sogenanntes Quodlibet, mit eisernem und überaus reinlichem Fleisse ausgeführt, und für seine Sinnesart besonders durch die darin befindliche kunstreiche Abschrift seines Lieblingsliedes merkwürdig. Dieses ist von Gellert und überschrieben: Der Menschenfreund. — Der Bruder seiner Wohlthäterin, welcher im Zeichnen und Flachmalen einige Fertigkeit besaß, half, so gut er konnte, dem kunstsinnigen Knaben. Er hatte bereits an einigen

Stubenwänden zu Aarau seine Malergeschicklichkeit bewiesen, als ein günstiger Zufall ihn einem andern Berufe zuführte, welcher dem Wunsche seiner Eltern und überhaupt dem betriebsamen Geiste seiner Vaterstadt mehr entsprach.

Dem Hauptmann Rothpletz, der einen Versuch im Großen zur Bereitung von Seidenbändern trieb, gefiel einst die Gewandheit des Jünglings, der ihm sein Arbeitszimmer zierlich anstrich, so annehmend, daß er ihn zu sich in die Lehre nahm. Hier machte er sich nun, vom fünfzehnten Jahre an, mit allen Erfordernissen und Eigenthümlichkeiten des weitläuftigen Gewerbes vertraut, und durch Emsigkeit, redlichen Muth und Einsicht in das Geschäft dem Eigenthümer desselben bald sehr wichtig. Dieser verkaufte nach einigen Jahren sein Gewerbe mit allen Werkzeugen und Waarenvorräthen an die Herren Brütel in Schafisheim, einem Dorfe unweit Lenzburg. Der junge Rudolf war ihnen unentbehrlich. Er ging mit und leitete die Arbeiten und den Handel der Fabrik, für welche er auch von Zeit zu Zeit kleine Reisen machte.

Eines Tages, als er sich in Geschäften zu Basel befand, und von einem damals beliebten grauen Zeuge ein neues Kleid für sich einkaufen wollte, nahm er auf Zureden des Kaufmanns etliche Dutzend Stücke dieses Tuchs, um sie mit einigem Gewinn in Aarau abzusetzen. Der Versuch gelang so vortrefflich, daß er binnen acht Tagen alles mit Vortheil verkauft hatte und neue Einkäufe von diesen und einigen andern Zeugen in Basel machte. Zu Aarau war damals ein einziger schlecht versorgter Tuchladen. Dadurch begünstigt erweiterte er seine Entwürfe für die Zukunft. Wenn er in Geschäften des Schafisheimer Hauses die Messen von Zurzach besuchte, kaufte er für sich selbst, so weit seine Kraft oder das Zutrauen der Fremden ging, die nöthigen Tuchwaren ein, und ließ diese von seiner Schwester verkaufen, die am Ziegelrain in seiner Vaterstadt einen kleinen Spezereihandel trieb. — Wohlgemuth und manchem Plane nachsinnend wanderte er Sonntags gewöhnlich zu ihr in die Stadt, den Fortgang seines eigenen Geschäfts zu besorgen, nachdem er die Woche lang für das fremde gearbeitet hatte. Bald ward der kleine Tuchladen so

blühenden Verkehrs, daß der andere daneben unterging. Das Gelingen seines Unternehmens machte ihn muthiger und nach Unabhängigkeit begieriger, aber unzufriedener seine Herren in Schafisheim, denen er nun nicht mehr gänzlich anzugehören schien; und da sie sein redliches Gemüth sogar mit Aeusserungen des Mißtrauens verwundeten, beurlaubte er sich von ihnen auf immer. — Nun sein eigner Herr wankte er nicht mehr lange in der Wahl dessen, was ihm nöthig schien.

„Der Erwerb, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen, ist mannigfaltig, aber keiner, wozu nicht Mühe und Kenntniß erfordert wird.“

An Mühe hatte er es bisher nicht fehlen lassen, und dadurch sein Kraftgefühl erhöht. Der kleine Tuchladen ward ihm zu enge. Zu dessen Besorgung genügte die Thätigkeit der Schwester. Er wollte für die seinige weitern Raum. Aber in dem Umgange mit Menschen aus allen Ständen war ihm der Mangel an Kenntnissen immer fühlbarer geworden. Er beschloß daher, eine Jahrlange Reise zu thun. „Die große Welt, pflegte er zu sagen,

ist das beste Lehrbuch und Erfahrung die geschickteste Meisterin.“ Seine Wohlthäterin, ohne deren Rath er selten etwas unternahm, bestärkte ihn in seinem Vorsatze, rieth ihm aber, ehe er fremde Länder besuche, zuvor sein eignes Vaterland kennen zu lernen, welches an Wundern der Natur und an Merkwürdigkeiten der bürgerlichen Einrichtung nicht minder reich sei. Von ihr ermuntert und beschenkt wanderte nun der 26jährige Jüngling der Reuß entlang zum Gotthardt hinauf, über die Quellen der großen Ströme, durch die Einsamkeiten der Furka, durch die kalte Wildniß des Grimselpasses hinab zu dem Aarsturz bei Handegg, und über die gewürzigen Alpen der Scheidek im Angesicht jener unerstiegenen Felshörner, die einst sein Sohn und Enkel zuerst erklimmen sollten [1]). Da wurde seine Seele von Empfindungen bewegt, die er in dieser Stärke nie gekannt. Sein lebendiges Naturgefühl, eine Haupteigenschaft der Schweizerischen Volksart,

---

1) S. die Reise auf die Eisgebirge des Kantons Bern und Ersteigung ihrer höchsten Gipfel im Sommer 1812. — Aarau bei Sauerländer 1813.

ergriffen von der Erhabenheit so vieler neuen Eindrücke, erhob ihn ahndungsvoll von dem Unermessenen der Sinnenwelt dem Unendlichen näher. Diese Stunden wirkten auf sein ganzes Leben. „Niemals — schrieb er lange nachher einem Freunde — niemals kann ich die Eismauern unsers Vaterlandes ohne ein feierliches Gefühl der Andacht betrachten, und ohne mich zu freuen, daß ich ein Schweizer bin.“ Von keiner Bergreise — und er machte deren in der Folge noch manche — sprach er so viel und so vergnügt. Wie herzlich er aber in dem Oberländischen Dorfe Walterswyl empfangen, wie väterlich er gesegnet worden von dem Pfarrer, einem ehrwürdigen Greise, der ihm nahe verwandt war, das erzählte er am liebsten, und bis in sein spätestes Alter unzähligemale, mit der lebhaftesten Vergegenwärtigung und niemals ohne Thränen. Wäre er Dichter gewesen, er hätte diese Augenblicke seines Jugendlebens wie der sechs- und siebenzigjährige Sänger des Messias [2] den Segen seiner Großmutter durch begeisterte Worte

---

2) S. Klopstocks Werke B. VII. S. 19.

verewigt. So stark, so bleibend war der Eindruck, den dieser Auftritt auf sein, allen Gefühlen edler Menschlichkeit unverschlossenes Herz gemacht hatte. Auch lächelte er wohl noch manchmal, wenn er der Verwunderung gedachte, womit ihn die weltfremden Berghirten betrachtet, die nicht begreifen konnten, was er in ihren Einöden suche, wenn er nicht etwa ein Metzger oder ein Strahlenhändler [3]) wäre. Denn die Schweizerreisen waren zu jener Zeit noch sehr unüblich, obwohl Altmann, Scheuchzer, Gruner und einige Franzosen und Engländer schon von den Wunderbarkeiten der Eisgebirge einige Kunde gegeben hatten. Ihm war es aufbehalten, über den Zusammenhang dieser Bergzüge zuerst Licht zu verbreiten. Aber das ahndete er damals noch nicht, sondern ganz andrer Hoffnungen voll wanderte er von den Höhen der vaterländischen Gebirge über den Rhein hinaus der Niederelbe zu, wohin ihn der Ruhm Hamburgs und der alten Hanseſtädte lockte; gen Potsdam, um den größten König seines Jahrhunderts zu

3) Strahl bedeutet in den schweizerischen Hochgebirgen, besonders in Uri, soviel als Krystall.

sehen, und an die preußische Meeresküste. Erst von den polnischen Grenzen hinweg, nachdem er der Länder und Menschen, ihrer Verfassungen, Sitten und Gewerbe viel gesehen, kehrte er in das schöne Aarthal am Jura zurück, wo seine Heimath lag.

Hier fand er sogleich Gelegenheit seinen Ausspruch zu bewähren, daß Weisheit den Erwerb erleichtere. — Unverzüglich fing er an, in der Wohnung seiner zweiten Mutter einen Vorrath von Seidenbändern mühsam zu verfertigen, und zog mit diesen Erstlingen seines Fleißes, die kaum ein einziges Kistlein ausfüllten, zu Fuße auf die Messe von Zurzach. Aber nicht lange darauf überliessen ihm seine ehemaligen Gewerbsherrn ihr gesammtes Geschäft mit allen Waarenlagern und Geräthen, da es unter ihrer Verwaltung übel gedieh. Er übernahm es unter dem Beding, die große Schuld in hinlänglichen Zeitfristen abzutragen. Um dies zu können und seinen Beruf möglichst zu erweitern, entsagte er seinem Tuchhandel, indem er einem seiner Jugendfreunde den ganzen Vorrath von Zeugen käuflich abtrat. Zu gleicher Zeit ver-

mählte er sich mit der Tochter eines angesehenen Geschlechts aus seiner Vaterstadt, Elisabeth Hagnauer, die ihm durch häusliche Eingezogenheit und sanften, treuen Sinn ein fünfzehnjähriges Lebensglück brachte.

Er selbst ergab sich nun ganz seinem Hauptgeschäfte, der Seidenbandbereitung. Von Natur Feind aller Halbheit, konnte er nicht ruhen, so lange er noch zu vervollkommnen fand. Und dazu bot ihm sein Geschäft unerschöpflichen Stoff und sein Geist unversiegliche Quelle. Er erfand, die Seide gewichtiger zu schwärzen, die Bänder besser zu wässern und mit erhobenen Zierrathen, wozu er selbst die mannigfaltigsten Zeichnungen machte, zu schmücken; eine neue Weise der Verfertigung von Sammetband und der Ueberglänzung halbseidener Zeuge. Arglos, wie er war, hütete er das Geheimniß seiner Erfindungen zu wenig, und glaubte die Verschwiegenheit der geschickteren Arbeiter durch zugesicherte Vortheile hinlänglich verbürgt. Doch ward ihm fast alles verrathen. Es schmerzte ihn der Betrug mehr, als der Verlust. Denn er selbst pflegte solche Menschen, die ihm fremde Geheimnisse zum Kauf an-

trugen, mit Verachtung fortzuweisen. Der nämliche edle Stolz hieß ihn auch manche kleinliche Handelsvortheile, ihrer Ueblichkeit ohngeachtet, verschmähen. Getrost vertraute er der eignen Kraft, und es fehlte auch dem Sinnreichen niemals an neuen Erfindungen, um seinen Bändern, wo nicht durch innere Güte des Stoffs, doch durch Glanz und Dauer der Farben, gefällige Verzierungen und billige Preise ausgebreiteten Absatz zu verschaffen und zu erhalten. Bald dehnte sich sein Handel weit über die vaterländischen Grenzen, nach Italien, Deutschland, Spanien, Polen, Rußland, ja bis nach Ost- und Westindien. In vielen benachbarten Ortschaften Aargau's und Basels kamen Spinnereien und Webstühle in Thätigkeit, welche den Wohlstand dieser Gegenden nicht wenig befördern halfen. Dadurch mehrte sich sein Vermögen so ansehnlich, daß er in kurzem und mit Recht den reichsten Bürgern des Aargau's beigezählt wurde. Dieß verdankte er, nächst einem natürlichen Geschick, das Rechte zu rechter Zeit und am rechten Orte zu thun, seinem Erfindungsgeist, dem mancherlei im Auslande erworbene Bekanntschaften, Erfah-

rungen und Kenntnisse trefflich zu statten kamen, zumeist aber seiner strengen Redlichkeit; kurz derjenigen Verbindung von Einsicht und Tugend, welche er in der obigen Rede Weisheit nennt.

Dieser glänzende Aufschwung seiner Glücksumstände, wie er andere, die sich unerwartet von Armuth erheben, zu furchtsamen Geize oder zu Uebermuth und Ueberpracht verleitet, hatte durchaus keinen Einfluß auf sein häusliches Leben. Er blieb sich in der Bescheidenheit seiner Denkart, in der Einfalt seiner Sitten unwandelbar gleich. — „Weisheit vereinfacht unsere Bedürfnisse.“

Da er nach dem Verluste seiner Gattin sich im Jahre 1783 zum andernmale mit einer durch Herkommen und Tugenden gleich achtungswürdigen Tochter von Nidau, Jungfer Marianne Renner, vermählte, um seinen Kindern eine zweite Mutter zu geben, brachte zwar dieselbe eine gewisse anmuthige Behaglichkeit und äussere Zierde in die Haushaltung und das eben damals neu aufgeführte große Wohngebäude; doch ohne eine andere Art von Aufwand zu zeigen, als jenen gediegenen, der

mehr im Andeuten, als im Verzehren eines großen Vermögens besteht. Er war in jeder Rücksicht zu reich, um des Scheins zu bedürfen. Nach wie vor verkündete Kleidung und Lebensart im Aeussern die altschweizerische Einfalt seines Innern. — Früh um fünf Uhr stand er auf, und kleidete sich sogleich vollständig an, um nicht durch Umkleiden die ihm über alles kostbare Zeit zu verlieren. Der Rock, ohne stehenden Kragen, die lange Weste, die kurzen Beinkleider waren zum Andenken an die Farbe jenes Zeuges, mit dessen vortheilhaftem Verkaufe sein Handelsglück begonnen, sämmtlich von grauem Tuche, nicht sehr fein; desto feiner das Hemd und die schmale, sauber gefaltete Halsbinde. Denn „das Hemd — pflegte er zu sagen — ist für mich, der Rock nur zum Schein für die Leute.“ Auf dem Kopfe trug er einen kurzen Stutz, wohlgepudert, und einen kleinen dreieckigten Hut. Schlichte Ordnung und Sauberkeit waren über seine ganze Person verbreitet. Von der Arbeit erheiterte er sich um eilf Uhr bei Tische in traulich-munterm Gespräche mit seiner Familie. „Alle Sorgen — sprach er — lasse ich drunten in der

Ferkstube 4)." Er aß und trank wenig und höchst einfach. Aepfel blieben von Jugend auf seine tagtägliche Lieblingskost. Nach Tische wieder zur Arbeit, bis die Vesper schlug. Dann freute er sich, beim Glase selbstgezogenen Weins ein Stündlein im Arbeitszimmer sitzend, mancherlei Entwürfe zu brüten. Diese Ruhestunden der Einsamkeit prieß er oft als die glücklichsten seines Lebens: sie hätten ihm die tauglichsten Hülfsmittel zur Ausdehnung seines Gewerbes eingegeben und manchen gemeinnützigen Vorschlag geweckt. Frei schweiften dann seine Gedanken umher, und mit besonderm Vergnügen ruhte sein Blick auf den an den Wänden hangenden Landkarten. Wie er denn fast keinen unfruchtbaren Fleck sehen konnte, ohne daß ihm die angeborene Lust zu bauen und zu bessern anwandelte, so konnte er sich dieser Lust auch nicht erwehren, wenn er dort die weiten Oeden Ruß-

4) Ferken, ferggen, zusammengezogen aus fertigen, d. i. fertig machen, fördern, sowohl von Sachen als Personen. Ein Schweizerausdruck, wofür man im Zeitungsdeutsch „expediren" gebraucht. Mit treffenden Beispielen erläutert Stalder das Wort in seinem schweizerischen Idiotikon.

lands bemerkte, welches seinem Waarenvertrieb sehr günstig war. Vielerlei Einfälle zur Entwilderung und Gesittung dieses ungeheuren Feldes durchkreuzten seine Seele, wodurch einst der ihn besuchende russische Gesandte so aufmerksam wurde, daß er ihn um schriftliche Mittheilung seiner Ansichten bat. Von solchen und ähnlichen ernsthaften Geistesspielen wandte er sich um vier Uhr wieder zu seinem Gewerbe, manchmal bis zum späten Abend, und legte sich früh, nach dem Genusse einer sehr leichten Nachtkost zur Ruhe. In ungehemmter Thätigkeit war sein Vergnügen; aber niemals that er etwas, nur damit er es thue, sondern daß etwas bestimmtes gemacht sei und herauskomme. Spazieren, blos der Bewegung halber, zu keinem anderweitigen Zweck, das fiel ihm sein Lebelang nicht ein. Nur Sonntags pflegte er in Gesellschaft mit seinen Jugendfreunden, die alsdann ihm zu Liebe dem Tabakrauchen entsagten, zuweilen bei einem altväterischen Kartenspiel sich zu erholen, wo der sämmtliche Verlust oft kaum hinreichte, die gemeinschaftliche Zeche zu bezahlen. Aber auch dieß geschahe selten und unterblieb später-

hin gänzlich, als einige Freunde starben, und die Zucht der Reben seine liebste Erholung zu werden anfieng.

Dieser Zweig der Landwirthschaft war seit langem einer der bedeutenderen des Aargau's; aber die Landleute hatten aus Unkunde des Bessern oder aus Vorurtheil gegen das Neue die mangelhaften Einrichtungen der Väter beibehalten. Das war nicht Rudolf Meyer's Art. Beträchtliche Rebengelände waren ihm als Schuld zugefallen. Sofort läßt er der geschicktesten Rebleute aus Elsaß und Waadt kommen, verschreibt eben daher edlere Schosse und Pflänzlinge, schafft neue Werkzeuge herbei zum tieferen Umgraben des Bodens, unterrichtet einheimische Arbeiter in zweckmäßiger Pflege und Wartung des Weinstocks, kauft immer mehr Land hinzu, spart nicht Kosten nicht Mühe, fragt, forscht, versucht auf alle Weise und Wege, und nach wenigen Jahren wetteiferte die Vortrefflichkeit seiner Trauben mit den köstlichsten der benachbarten Landschaften. Begierig ahmte man den klugen Vorgänger nach; und er, nicht zufrieden, jedem, der zu ihm trat, Lehre und Rath mit un-

ermüdlicher Gefälligkeit zu ertheilen, verschenkte selbst Ableger und Setzlinge in Menge und erleichterte allen die Mühe seinem Beispiele zu folgen. So geschah, daß nicht nur in der Nähe von Aarau, sondern weit umher grössere Sorgfalt und vorher unbekannte Kunst auf die Zucht der Reben verwandt wurde. Er selbst sprach davon, oft mit freudiger Verwunderung, als wäre er an diesem allen ohne Theilnahme gewesen. „Aber warum auch so viel Geld auf den Weinbau verwenden?“ — fragte ihn mancher — „die Kinder werden's doch nicht fortsetzen und nicht all das Land behalten.“ „Und wenn auch nicht — antwortete er — so genießen es andere. Rechnet ihr das für nichts? Einer bedarf des andern. Heute mir, morgen dir. Im Haushalt der Menschen handelt der eine mit den Zinsen des andern weiter. Wer weiß, ob nicht dieses und jenes, was ich zuerst gebaut oder verbessert habe, aus fremden Händen in den Besitz eines meiner Kindeskinder oder ihrer Enkel zurückkehrt. Schon der Eigennutz sollte jeden zur Wohlthätigkeit treiben.“ Dieß war eine seiner Lieblingsreden. Ueberhaupt hatte er bei allem Sparen und

Erwerben nicht sowohl das Geld im Auge, als das viele Gute, was dadurch zu bewirken ist. Je fester und tiefer er sich, so zu sagen, durch sein reiches Besitzthum in die Erde gewurzelt hatte, desto freier breitete sich sein Geist in mannigfaltigen Blüten und Früchten gegen den Himmel aus. Er betrachtete, seinem eignen Ausdrucke nach, alle Habe als ein „Darlehen Gottes, um es zum Wohl andrer zu verwalten.“ Daß er vornehmlich seinen Eltern ihre Sorge durch die reichlichste und zarteste Beihülfe zu vergelten suchte, bedarf keiner Erwähnung. Nicht leicht ging ein Matter ohne Erquickung, ein Gebeugter ohne Aufrichtung, ein Bedürftiger und Verlassener ohne Hülfe und Trost aus seinem Hause. Mehr als einem verwaiseten oder verwahrloseten Kinde nahm er den Bettelstab aus der Hand und ließ es auf seine Kosten anständig erziehen, bis es fähig wurde, sich redlicher Weise Brod zu verdienen. Mehr als ein Vater mit Weib und Kind, wie in der Stadt so in den benachbarten Dörfern, deren Wohlstand aus Mangel an Unterstützung sank, erhob sich wieder an seinem Arm. Vielen in der Nähe und Ferne machte er Vorschüsse

ohne Zinsen, ja oft ohne die Hauptschuld zurückzufordern, vielen gab er Arbeit, und am bereitwilligsten in Zeitumständen, wo diese schwer zu finden war. Auch die zur Arbeit unfähigen fanden wöchentlich ein freundliches Almosen für sich bereit. Doch unterstützte er die dürftige Kraft lieber als die Gebrechlichkeit, niemals aber nur halb und obenhin und bedenklich, sondern ganz und schleunig und der einmaligen Zusage unter allen Umständen unabwendbar treu. Konnte er die Wunden wegen ihrer Menge und Tiefe nicht heilen, so suchte er sie wenigstens zu lindern, und ließ z.B. den unglücklichen Unterwaldnern, denen auf verschiedenen Wegen Frucht und Mehl, Kleidung und Geld reichlich zukommen. Und das alles that er so heimlich, als schämte er sich der schönsten seiner Tugenden. Dankbarkeit verrieth zuweilen die Werke seiner verschwiegenen Menschenliebe; andere erfuhr seine eigene Gattin erst nach seinem Tode. Er hatte das Bewußtsein von vielen, als das schönste Geheimniß seines Herzens, mit ins Grab genommen. Es sollte nicht vor den Augen der Menschen prangen, was vor das Auge des Allsehenden gehört.

Allein mit solcher freigebigen Milde gegen einzelne Hülfsbedürftige begnügte er sich nicht. „Weisheit findet kein Glück, als in dem Allgemeinen.“ An der Stadt, in welcher er das Leben empfangen, hing sein dankbares Herz. Mit einer dem Schweizer eigenen Liebe ging er in Mußestunden ihrer Geschichte nach, und freute sich, die Spuren seiner Geschlechtsvorfahren bis in das dreizehnte Jahrhundert verfolgen zu können, und auch einige Wohlthäter seiner Vaterstadt darunter anzutreffen. Auch er glaubte ihr wie eine heilige Schuld, einen großen Theil dessen weihen zu müssen, was er durch den Fleiß seines Lebens errang. Da sie Mangel an guten Brunnen litt, deren Wasser aus einem durch Regenströme getrübten Bache herbeigeführt wurde, leitete er auf eigne Kosten zwei Röhren bessern Trinkwassers aus einem benachbarten Thälchen in die Stadt. Seine Mitbürger empfingen das Geschenk nicht ohne Erkenntlichkeit. Abgeordnete des Raths erschienen mit dem Ansuchen, daß er unter den Vorstehern der Stadt eine Stelle einnehme, und überliessen ihm, entweder, nach damaliger Verfassung, im kleinen

oder im großen Rathe den Sitz zu wählen. Vergebens führte er die Zahl häuslicher Geschäfte zur Entschuldigung an. Als er die Ehrenbezeugung nicht ablehnen konnte, begnügte er sich ein Glied der größeren Anzahl zu sein. Es geschah im Jahr 1788. Dies war die Zeit der vollsten Blüthe seines Gewerbes, wie seines Geistes. Er fühlte Trieb und Kraft genug in sich, nicht blos für seinen Geburtsort, sondern für das gesammte Schweizerische Vaterland gemeinnützig zu wirken.

Da kam ihm auf einer Bergreise das Andenken jener Stunden, die er als Jüngling auf den vaterländischen Alpen genossen. Noch hatte man von der Schweiz, von der Richtung ihrer Bergketten, Thäler und Ströme, von der Ausdehnung ihrer Eismeere zwischen den Hörnern der Urgebirge, nur sehr mangelhafte Kenntnisse. Zwar, wie bekannt, war vom General Pfyffer in Luzern, zuerst der Gedanke gefaßt und ausgeführt, einen Theil der Schweizerischen Hochgebirge in erhobener Arbeit aus einer Masse von Harz, Wachs und einigen andern Zuthaten verkleinernd nachzubilden. Aber sein mühsamer und bewundernswürdiger Versuch

konnte, wegen Größe des gewählten Maßstabes, nur einen mäßigen Theil der Alpen umfassen. Rudolf Meyer wünschte nach kleinerem Maßstabe den ganzen Alpenstock vom Bodensee bis zu den Ufern des Leman's in einem ähnlichen Bilderwerke auszuprägen, wie etwa dies wunderbare Hochland dem Blicke des Luftschiffers erscheinen möchte, der am heitersten Tage darauf hernieder schaut. Die höchsten Firnen seiner nachgeformten Berge sollten nicht viel über zwei Zoll erhoben stehen. Zu diesem Zweck zog er einige geschickte Meßkünstler an sich, und nebst ihnen auch Zeichner, welche die Gestalten und Ansichten der Berge von allen Seiten auffassen mußten. Dadurch schaffte er seiner Nachahmung eine Wahrheit, die den Mangel eines größern Maßstabes ziemlich vergessen ließ. Sie stellte auf einem Raume von 90 Geviertschuhen einen Inhalt von 900 Geviertmeilen dar, zeigte die bishes gänzllich unbekannten Verbindungen der ungeheuern Gletscherlager zwischen dem Wallis und Berner Oberlande, die Verschiedenheit der Kalk- und Urgebirge, und mit den Grenzscheiden des ewigen Schnees zugleich die der Waldungen

an den Höhen und des letzten Pflanzenwuchses mit möglichster Genauigkeit. Er versuchte einen kleinen Abschnitt des Werks in gestampftem Papier nach einer aus Messing verfertigten Grundform zu vervielfältigen. Andere Abschnitte auf andere Weise. Aber die genaue Verähnlichung mit dem Urbilde war zu schwierig. Am wenigsten mißlang sie ihm bei den Oberländischen Bergen und Thälern, wovon er ein besonderes Hochgebilde ausarbeiten und zum Geschenk für gute Freunde, in Gyps abdrukken ließ.

Die kostbarste Gabe dieser Art weihte er späterhin dem Kaiser Franz dem Zweiten, aufgefordert von der Helvetischen Regierung, an welche sich der Kaiser für eine möglichst getreue Darstellung seines Stammhauses Habsburg im Aargau verwendet hatte. Es freute ihn, nicht blos dieses mit größter Sorgfalt ausrichten zu lassen, sondern auch noch ein zweites Bildwerk von der umliegenden Gegend Habsburgs beizufügen, sammt fünf großen Oehlgemählden, worin einer der ersten Schweizerischen Landschaftsmaler, Caspar Rahn, den ganzen Gesichtskreis abgebildet hatte, wie er sich von

der Höhe der alten Stammburg darstellt. „Wenn ich es betrachte, — schrieb er dem kaiserlichen Haushofmeister — so denke ich, wie weit diese Kunst ausgedehnt werden könnte, und welche glückliche Folgen es für ein großes Reich haben würde, wenn dessen Beherrscher in seinen Erholungsstunden in dem weiten Umkreise seiner Länder eine übersichtliche Spazierreise machen könnte, ohne unter dem Dache seiner Residenz hervorzutreten u. s. w.“ So erhob ihn auch hier der Gedanke an die nützliche Anwendung und mögliche Vervollkommnung seine Freude noch mehr, und es schmerzte ihn um so stärker, wenn Kleinmeisterei diesen Versuch eine unglückliche Abmühung nannte, die große Natur ins Kleine zu bringen. Er wollte ja damit nichts weiter, als eine höchst anschauliche Landkarte liefern.

Aber die Schwierigkeiten des Vervielfältigens hatten ihm gleich anfangs den Entschluß erregt, die sämmtlichen Schweizerischen Gebirgslande auf seine Kosten vermessen und darüber eine Karte ausfertigen zu lassen, die an Richtigkeit, Ausführlichkeit und Schönheit mit den besten wetteifern sollte,

welche damals von andern Ländern vorhanden waren. Es gab zwar Landkarten einzelner Kantone, aber von sehr unvollkommner Gestalt, selten auf genaue Messungen gegründet, und zumal im gebirgigten Theile, nach Muthmassungen und blossem Augenscheine gebildet. Dieß und der Beifall der eidgenössischen Stände vergrösserte seinen Eifer. Kein Aufwand wurde gescheut, um für die Erdbeschreibung des Vaterlandes etwas Vollendetes zu leisten; jede Karte auf zwei Kupferplatten bearbeitet und durch den Grabstichel vorzüglicher Meister. Die Erwartung war gespannt. Das erste Blatt erschien im Jahre 1797. Wie ward es empfangen? „Ich hätte erwarten sollen — so ließ er sich aus in einem Schreiben an die ökonomische Gesellschaft in Bern — man würde mir gesagt haben: Willkommen, Meyer! Du kommst uns eben recht! So eine Karte war unser Wunsch. Laß uns sehen, ob sie ganz nach unserm Willen sei. Zeige uns die Verfahrungsweise an. Wenn wir etwas Unvollkommnes sehen, so wollen wir's sagen. Sie soll der strengsten Kritik unterworfen und alles Mangelhafte verbessert werden. Denn wir wollen einem

so großen und kostbaren Unternehmen hülfreiche Hand leisten. Statt dessen wird mein Werk verdächtiget. . . . Uebrigens — schließt er — ist dieß kein Werk der Gewinnsucht, sondern ein Lieblingsunternehmen. Nie werde ich auch nur die Hälfte der ausgelegten Summe zurückbringen. Ich hange von der Sache gar nicht ab. Niemand soll durch mich betrogen werden; jeder kann sein Geld wieder haben, wann er will. Weiß niemand das Werk zu schätzen, so behalte ich die übrigen Zeichnungen zurück und lege die ganze Sache schlafen.“ So entbrannte der leicht überwallende Unmuth des edlen Mannes. Allein der zahlreiche Beifall unbefangener Kenner begütigte ihn bald, und nach sechszehn Jahren war das Werk vollendet. Noch jetzt ist, und lange noch wird der großе Meyersche Schweizeratlas in sechszehn Blättern das vorzüglichste in dieser Art bleiben, was von der Schweiz geleistet worden. So gerecht auch der Tadel gegen einzelne, aber nicht durch ihn verschuldete Unvollkommenheiten desselben ist, besonders in Bezug auf die flacheren Gegenden, so wird doch sein Ruhm dauern, daß er der erste (und bis jetzt

der einzige) war, dem die Erdkunde eine klare Erkenntniß von Größe, Richtung und Verbindung der höchsten Schweizerischen Lande schuldig bleibt.

Schneller und erfreulicher gerieth ihm die Ausführung eines andern Vorsatzes, den die Beschäftigung mit jener Arbeit hervorgerufen hatte. So wie er die Berge und Thäler mit ihren Verkettungen darzustellen bemüht war, so hätte er auch gern die mannigfaltigen Völkerstämme dieser Gegenden mit ihren Eigenthümlichkeiten in Tracht und Sitte nachgebildet. Dieses ins Werk zu setzen, war er glücklich genug, an dem Maler Reinhard von Luzern einen Künstler zu finden, der mit flüchtigem aber treuem Pinsel das menschliche Antlitz nachzutäuschen verstand. Auf Rudolf Meyer's Unkosten bereisete er mehrere Jahre lang die Kantone der Schweiz, und schilderte in hundert und sechs und dreißig großen Oelgemälden nicht nur den Anblick aller üblichen Volkstrachten, sondern selbst so viel Eigenthümliches des verschiedenen

Stammgesühns [5], daß man dieses Kunstwerk als das einzige seiner Art betrachten muß, welches Europa bisher besaß. Es reiste von da an nicht leicht ein Fremder von einiger Bildung durch Aarau, ohne von dem gastfreien Besitzer dieser und anderer Kunstwerke die Erlaubniß zu erbitten, sie zu betrachten. Und er, mit einer Bereitwilligkeit, die nie zu ermüden war, machte es sich jedesmal zum Vergnügen, selbst den Fremdlingen das Sehenswürdige zu zeigen, mit heiterer Laune zu erklären und über alles, was sie anzog, Auskunft zu ertheilen. Mit Wohlgefallen hörte er den Aeusserungen ihres Lobes zu, und schenkte ihnen gewöhnlich seine Beschreibung von zwei der obenerwähnten Bildwerke nebst dem Messungsberichte von hundert und fünfzig Berghöhen [6], auf drei fliegende Blätter gedruckt, mit dem scherzhaften Bedeuten: das wären seine opera omnia.

---

[5] Gesühn erklärt Stalder im Idiotikon: Physiognomie, Familiengepräge in Absicht auf Aehnlichkeit und Bedeutung.

[6] Auch die Dicke der Eislagen ließ er hie und da messen. Oben auf der nackten Felsenkuppe des Titlis stieg sie auf 175 französische Schuhe. Dieß am 16. August 1797.

Während das Ausland die ruhmwürdigen Unternehmungen des Bürgers von Aarau für Wissenschaft und Kunst anerkannte, erregten sie ihm in der Nähe den Neid und Tadel kleiner Gemüther. — „Was hat er denn davon, daß er hunderttausende wegwirft? Die Gletscher geben ihm keine Zinsen! Ob man ihren Zusammenhang kenne oder nicht, das ist ihnen so gleichgültig als mir. Wozu solche Narrheit? Ich hüte mich wohl davor; halte lieber meine Sache zu Rathe. Aus anderer Leute Beutel ist gut Geld zählen.“ So vernunftete mancher, in dessen Seele kein Gedanke über die Nothdurft der Erde hinaus stieg, und fuhr fort, sein Geld zu zählen, das er vielleicht eben dem Manne verdankte, von dessen Hochsinn seine Niedrigkeit nichts ahndete. Krämerweisheit vermeinte in allen diesen Aufopferungen nichts als eine unglückliche Spekulation zu bemerken; sie wahrsagte ihm nichts Gutes, und zuckte schon zum voraus die Achseln, um ihr altkluges: „hab' ichs nicht gesagt?“ auszusprechen. Auch die gutmüthige Wirthlichkeit machte ihm Einwürfe, indem sie's räthlicher fand, für die Kinder

zu hausen [7]). Darauf erwiederte er: „ich habe meinen Kindern Erziehung und hinlängliche Mittel gegeben, sich selbst weiter zu helfen. Sie haben genug, wenn sie brav sind; wo nicht, nur zu viel.“ So, ohne sich irren zu lassen, fuhr er rastlos fort, der Stimme seines Herzens zu folgen, und dem Zuruf seines muntern Vaters, der ihn oft an das Sprichwort: Besser Neider, als Mitleider! tröstend erinnerte.

Wo die eigene Kraft nicht hinreichte, rief er fremde zu Hülfe. Die Linthunternehmung, dieses Denkmal des Schweizerischen Gemeinsinns, ist zugleich ein Denkmal für Rudolf Meyer. Er war es, der im Jahre 1793, als Vorsteher der Helvetischen Gesellschaft in Olten, zuerst dazu die Vereinigung aller Vaterlandsfreunde aufmunterte. Seine damalige Rede ist der klarste Spiegel seiner Seele. „Ich will — dieß sind seine Worte — ich will laut rufen hier am Jura, daß es wiederhallen

---

7) Hausen, d. i. genau (nährig) haushalten. Diesen Begriff und dessen gesammte ehr- und unehrsame Sippschaft auszudrücken, ist die Schweizerische Mundart überaus fruchtbar.

möge an unsern Eismauern, daß es durchdringen möge die engen Felsenthäler, und der Bewohner aufhorche und höre: Du edler, biederer, du magst gelehrt sein, oder ungelehrt, Ahnen zählen oder in Hütten wohnen, Volk regieren oder Heerden weiden, am Altar knieen, oder im Stillen beten; wenn in deiner Seele ungeheuchelte Gottesverehrung wohnt, wenn treue Vaterlandsliebe in dir glüht, wenn der Arme sich deines Antlitzes erfreut, wenn die Unschuld an dir einen Beschützer findet, wenn dein gutes Beispiel viele Nachahmer erweckt: so komm hieher, sei uns willkommen, genieße mit uns diese schönen Tage in brüderlicher Eintracht und stärkender Aufmunterung. Bringe auch mit dir deine Söhne, daß sie bei uns einathmen die Lust, Gutes zu thun für das Vaterland! . . . . Durch Thaten müssen wir wirken. Wir müssen um uns her sehen, ob wir keine gute Miteidgenossen im Unglück finden. Geht das Uebel über einzelne Kräfte hinaus; so wollen wir solches an unsern jährlichen Versammlungen zu allgemeiner Theilnahme bekannt machen. Deshalb möchte ich sehr wünschen, daß so viele gute Schweizer, die

alljährig unser merkwürdiges Vaterland bereisen, diesen unsern Endzweck ins Auge faßten: z. B. daß sie achten möchten auf Flüsse, die das Land verheeren, auf Mittel dieselben einzuschränken, auf Seen und Moräste, wie sie ausgetrocknet und benutzt, wie ungebautes Land beurbaret, die Felder, Wiesen und Wälder besorgt und geäufnet, Ersparungen eingeführt, die Landessitten erhalten oder verbessert werden können, und daß sie dann, nach genugsamer Untersuchung, die verbesserlichen Gegenstände uns hier bei unsern jährlichen Versammlungen vorlegen möchten. Ein solcher Gegenstand liegt mir schon lange am Herzen. Es sind die unglücklichen Ufer des Wallenstädter Sees, von welchen ich reden will." Nun beschreibt er die Versumpfungen von Wesen, Wallenstadt und den angrenzenden Gegenden, ihre Ursachen, ihre traurigen Wirkungen, und bisher vergeblichen Versuche, ihnen abzuhelfen. Er verspricht, über die beste Art der Hülfe seine Gedanken vorzulegen, und schließt mit den Worten: „Glücklich würde sich meine Seele schätzen, wenn ich zur Rettung vieler von meinen Miteidgenossen einen Funken auf den

Altar des Vaterlandes legen könnte, der von Eurem wohlthuenden Hauche angeflammt würde.“ Noch in demselben Sommer eilte er zur Untersuchung an den Ort der Noth. Reinigung und Ausgraben des Linthbettes auf die ehemalige Vertiefung schien ihm das einzige Rettungsmittel. Wenn jedes Jahr ein Fuß ausgegraben würde, so sollte in zwanzig Jahren das Thal ausgetrocknet und wieder fruchtbar, wie vormals, sein. Er machte sein Befinden und seine Rathschläge den Anwohnern des Sees durch eine Flugschrift bekannt, und sandte selbst einige Arbeiter hin, um sich von der Ausführbarkeit, dem Zeit- und Kostenaufwande durch Erfahrungen zu überzeugen. Diese zeigten nun freilich, daß der Plan nicht zu verwirklichen sei. Darüber erstattete er der Helvetischen Gesellschaft im folgenden Jahre Bericht. „Jede wohlgemeinte und gute Absicht — sagt er unter andern — muß man verfolgen, so lange man kann. Vielleicht habe ich diese Sache unrecht angesehen, und meine Einsichten mögen hierin zu begrenzt sein. Darum erneure ich meinen Hülfruf u. s. w. Escher von Zürich war zugegen und vernahm ihn. Auch er bereiste

nun die Gegend und machte schon im Jahre 1797 den ersten Entwurf derjenigen Arbeiten, die mit so glücklichem Erfolge jetzt beinahe vollendet sind. „Eines einigen edlen Mannes haben oft ganze Länder genossen.“

Mittlerweile hatten in Frankreich die großen bürgerlichen Gährungen begonnen, und Mirabeau's Ausspruch fing an sich zu erwahren, daß sie sich über die ganze Erde fortwälzen würden. Das Zauberwort Freiheit, das aus dem Nachbarlande herüberschallte, hatte in den freien Schweizern mancherlei Betrachtungen, Wünsche, Hoffnungen aufgeregt.

„Wenn in diesen schwülen Tagen bei euch vorübergeht der Neuerungsgeist — mit diesen Worten ermahnte der Vater in der kurz zuvor angeführten Rede die Söhne — wenn er euch mit süßer Stimme zuruft: Freunde, ihr habt hier einen guten Garten; Schade, daß nur so einfache Alltagsgewächse darin sind. Dieses elende Gras, das nur das Vieh futtert, was soll es da thun? Laßt uns anlegen vielerlei Spaziergänge und Lustgebüsche! Und dort, wo eure Wohnungen gebaut sind, tief im Grunde

liegt Gold, gut gediegen Gold; es lohnt sich der Mühe, diese Wohnungen zu versetzen, umzubauen: so antwortet diesem Irlicht: weiche von uns, du Feind unsers Wohlstandes! Laßt euch nicht ergreifen, liebe Söhne, von diesem Zeitschwindel, der nicht nur den Distelacker, sondern auch die wohlgebauten Fluren umzukehren trachtet. Gedenkt, daß ihr frei seid. Wisset aber dabei, daß im Freiheitsgenusse ein kleiner Mangel weniger schädlich sei, als ein Ueberfluß." In den letzten Worten berührt er mit leiser Hand einen kranken Fleck des damaligen Schweizerischen Staatskörpers, von welchem er für das Heil des vielgliedrigen Ganzen nicht ungegründete Besorgnisse hegte.

Denn seit mehr als fünfzig Jahren waren viele Stimmen, die auf Abschaffung solcher kleinen und größern Mängel drangen, fast in allen Kantonen laut geworden, und zum Theil mit Mühe gedämpft. Der Vaterlandsfreund zitterte vor dem rächenden Zurückkehren der unterdrückten Kraft, welches, nach einem allgemeinen Gesetz in der Natur wie im Menschenleben, niemals ausbleibt. Mit vorsorglicher Theilnahme schrieb er im Jahre 1795

beim Ausbruche der Unruhen am Zürchersee einem befreundeten Mitgliede der Zürcherischen Regierung:

„Sie stehen auf einem eifersvollen Platz. Nehmen Sie es einem unpartheiischen, entfernten, kalten Freund nicht übel, wenn er Ihnen menschlich zuruft: übereilen Sie sich nicht im Eifer! Lassen Sie die Sache etwas erkalten, ehe Sie richten. Setzen Sie ein Mißtrauen in jeden, der allzu heftig ist. Zurechtweisung ist besser, als große Strenge. Wenn diese, wie man hört, gebraucht werden soll, welches ist der Gewinn? Die Herzen aller Unterthanen werden von euch weggerissen. Noch sind wir nicht am Ende der großen Begebenheiten. Gerechtigkeit, Mäßigung! Dann können wir allem Wandel ruhevoll entgegen sehen. Sie werden diesen wohlmeinenden Zuruf nicht übel deuten. Wären Sie nicht ein Ehrenglied hoher Regierung, so würde ich gewiß schweigen. So aber, da Sie selbst in dem bewegten Strome stehen, hoffe ich, Sie werden eine Stimme vom stillen Ufer nicht ungütig anhören [8]).“

---

8) Man vergleiche Lavaters Worte in Pestalozzi's neuester Schrift: An die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Zeitalters und meines Vaterlandes. S. 50.

Auch in Aarau regte sich bei zunehmendem Handel und Wohlstand ein schmerzliches Gefühl über den Verlust alter Gerechtsame, und über Hindernisse, die von der herrschenden Stadt seinem Aufblühen gesetzt wurden. Der Handelsstand nährt den Sinn für Unabhängigkeit, weil er sich seinen Ueberfluß ohne Zuthun der Regierung verschafft. Gleichgültig gegen manche anderweitige Staatszwecke, will er von jener nichts, als Freiheit des Verkehrs und der bürgerlichen Gewerbe. Bereits im Jahre 1790 war ein Bürgerausschuß gewählt worden, um die alten Rechte und Freiheiten, Weinkauf und Fruchteinfuhr betreffend, zu untersuchen. R. Meyer, als Mitglied desselben, suchte das Wohlthätige einer Beschränkung des Freikaufs einleuchtend zu machen, ermahnte zu ruhiger Prüfung, warnt Verhetzungen Gehör zu geben, und wie er sich ausdrückt, nach leeren Schattenbildern zu greifen, darum, weil sie den Namen Freiheit führen. Er schrieb damals: „Ein Wort zum Nachdenken an meine lieben Mitbürger“ welches mit der Ermunterung endet: „Lasset uns Hand in Hand schlagen, unsre beste Landesobrigkeit

segnen, und mit Gebet und Arbeit still für unser und unsrer Kinder Glück sorgen.“ — Strebte er auf diese Weise die gereizten Gemüther zu beruhigen und zu verständigen, so verwandte er sich zugleich bei mehrern seiner einflußreichen Freunde zu Bern für eine billige Rücksicht auf die Wünsche seiner Vaterstadt. Er hätte so gern vermittelnd beigetragen, die Regierung dem Volke wieder traulich näher zu bringen, von dem drittehalb ruhige Jahrhunderte sie allzusehr entfremdet hatten. Allein, wie sehr er verkannt worden, beweist seine bittere Klage in einer Zuschrift, welche zwei Jahre darauf im Namen von mehr als hundert Bürgern von ihm an den angesehensten seiner Bernerischen Freunde gesandt wurde. Darin entrüstet er sich über die Verläumdungen, als wenn zu Aarau die Fahne des Aufruhrs schon aufgesteckt, und nur noch die Franzosen zur Mithülfe erwartet würden, und über eine Menge anderer boshafter Beschuldigungen. „Das hat — fährt er fort — die ganze Bürgerschaft aufgebracht. Wie? sagt einer zum andern, wodurch haben wir solche Anschuldigungen auf uns gezogen, da wir uns doch durch immerwährende

Treu und Gehorsam erprobt haben? Wir wollen nicht zurückgehen bis zum Bauernkrieg, wo wir fast die einzigen treugebliebenen waren u. s. w. Warum werden wir dann als untreu abgeschildert? Vermuthlich nur darum, weil wir als ächte Schweizer und Menschenfreunde mit Freuden sehen, daß ein großes Volk, nach dem Beispiel unsrer Väter, ein unerträglich Joch abgeschüttelt hat. Wenn jetzt oben und unten im Land, im freien Boden wie im Fürstenreich, gegenwärtige Zeit die Menschen beschäftigt und vielerlei klug und unklug Reden veranlaßt; so ist das eine natürliche Folge der großen Wichtigkeit der Sache, wovon auch der ruhigste, stillste Bewohner Abschaffung der etwanigen Misbräuche in guter Zuversicht von oben herab erwartend ist [9]. Ich glaube, es sei Pflicht, Ihnen dieß alles in natürlicher Sprache bekannt zu machen."

---

9) Die drei ersten Bände von Müller's Schweizergeschichte sind ihrem nächsten Zweck nach, nichts anders, als eine fortgehende große Lehre, daß und wie solche Erwartungen zu befriedigen seien. — Man vergl. z. B. Theil I. S. 400 Anmerk. und S. 414, Th. II. S. 104, Th. III. S. 102 u. 112 der frühern Ausgabe.

Einige Zeit nachher, als es der Aarauer Bürgerschaft untersagt worden, einen Menschen zu vertreiben, der sich unter Berns Begünstigung in ihre Stadtmühle eingeschlichen, konnte sich der Unwille des freien Bürgers nicht zurückhalten. „Von Konstantinopel bis Lissabon — schreibt er ebendemselben Freunde — ist ja keine Hütte, wo der Eigenthümer nicht das Recht hat, einen Fremden, der sich ohne sein Wissen und Willen in diese seine Hütte einschleicht, bei den Ohren zu nehmen und hinaus zu führen. Uns ist dieses untersagt. Dergleichen Dinge können manchmal das natürliche Band zwischen Vater und Kind schwächen, und ich möchte vielmehr wünschen, daß es alle Tage stärker würde. Wir fordern ja bei weitem nicht, was wir laut den uns zugeschworenen Freiheiten könnten. Gehen aber diese insgesamt den Weg alles Fleisches, was sollen wir unsern Bürgern auf den Weg mitgeben, wenn sie zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgefordert werden; womit ihren Muth beseelen? Trachtet doch dieses bei schicklicher Gelegenheit Ehrenmitgliedern unsrer hohen Regierung einzulispeln, und höflich zu verdeuten, daß, wenn

man Treue erndten will, man auch Treue säen muß.“ — Aber solche Einlispelung hatte nicht den gewünschten Erfolg. Wie sehr auch einige zur Milde und Mäßigung riethen, so siegten doch die entgegengesetzten Maßregeln. Männer, wie Rudolf Meyer, die Ehre seiner Vaterstadt, fähig, wie kein anderer, und geneigt, das erkaltende Herz der Bürger wieder mit neuer Liebe gegen die Landesväter zu erwärmen, solche Männer wurden als Jakobiner verschrieen, und in allen Aeusserungen durch gedungene Kundschafter belauscht, die jede Kleinigkeit in dem gehässigsten Licht zu Bern vorstellten. Er ergießt seinen Unmuth darüber gegen denselben Freund: „Was soll zuletzt aus unsrer Stadt werden? Unbedeutende Sachen, die hier vorgehen, und vor hiesige Richter gehören, werden nach Bern gezogen und dort beurtheilt. Ich glaube, wir würden uns verächtlich machen bei unserer Regierung, wenn wir bei dem Verlust unserer Freiheiten gleichgültig blieben [10]). Denn

---

10) „Wo Schuldigkeiten erweislich gegenseitig sind, kann man sie nicht zu derb fordern, wenn der Gewaltige sie vergißt. Die Unmännlichkeit unsrer Wahrheitscheuen Zeit war Ur-

wer seine heiligsten Rechte unvertheidigt fahren läßt, wird andrer Rechte eben so schlecht verfechten [11]). Alte und neue Erfahrung beweist, daß der freie Mann viel stärker ist, als der Miethling. Gewiß, wir verlangen keinen Zusatz von Freiheit, auch nur nicht einmal die gänzliche Ausdehnung aller der Rechte, die uns zugesichert worden; wir wünschen nur in dem Genuß zu bleiben, wie wir waren, ehe eine Rotte hiesiger Verläumder denselben untergraben hat." — Nichts mußte einen Mann von seinem Sinn tiefer kränken, als eben jene Spürerei selbstsüchtiger Menschen, das Vertrauen auf unrechtliche, das mißtrauische Zurückstoßen und Verkezern rechtlicher Bürger. Es sei besser, meinte er, das Vertrauen auf Tugend und Herzensadel zu erhalten, als den Adel und Vorrang der Geschlechter: denn von jenem habe dieser seinen Ursprung. —

---

sache, daß Fürsten und Räthe einschliefen, weil keine freie Sprache sie wachsam erhielt." S. Müllers Schweizergesch. Th. IV. S. 594. Anmerk.

11) „Alsdann streitet in Republiken jeder, wie er soll, wenn er ungehindert lebt, wie er will, d. h. nach Gesetzen und einer Verfassung, die er selbst gewollt u. s. w. S. Th. II. S. 564.

Ein Staat, den Treue gebahr und erzog, muß durch Mißtrauen untergehen. Mißtrauen lößte allmählig das alte Band der Eidgenossen, so daß ein kräftiger Angriff von aussen es leicht zerriß. Dieser erfolgte im Jahre 1798.

Aarau ward einstweiliger Hauptort des sich neu bildenden Helvetischen Freistaates, so wie es vormals oft der Sitz eidgenössischer Tagsatzungen gewesen, und dankbar wählte die Stadt den berühmtesten ihrer Bürger in den Senat der jungen Republik. Gern hätte der anspruchlose Mann eine Würde abgelehnt, zu welcher er weder genug vorbereitende Bildung genossen, noch innern Beruf gefühlt; doch der Gedanke an seine Vaterstadt, das Zureden einiger Freunde, noch mehr der Glaube, es sei der Tag gekommen, wo mancher seiner alten, hohen Wünsche für das Glück der Schweiz erfüllbar stände, bewogen ihn sein eigenes Haus zu vergessen. Den Bürgersinn, den er in sich selbst fühlte, vertraute er ohne Falsch auch in den Franken, die dem Schweizerischen Bürgernamen Erhebung zu seiner alten Würde verkündeten, und hoffte, daß die Schweiz, von ihnen unter

stützt, in das Zerfallende und Verwesende ihren ursprünglichen Geist aussäend zu jugendlicher Frische aufblühen werde. Früher hatte er jede fremde Einmischung in die Sachen des Vaterlandes verabscheut, und war selbst nach Basel gereist, um dem Französischen Geschäftsträger zu erklären, daß man seine Hülfe in Aarau nicht begehre. Als aber der Schlag einmal ergangen war, betrachtete er die Urheber desselben als nothwendige Werkzeuge zum Aufbau des Bessern.

Seine damaligen vaterländischen An- und Aussichten erhellen aus einer Zuschrift an die Schweizer, welche sich noch unter seinem Nachlasse gefunden. Da äussert er sich unter andern so: „Bedenkt, liebe Mitbürger, bald sind es fünfhundert Jahre, daß eure Freiheit ihren Anfang genommen. Sie war rein. Aber wie sehr hat sie in diesen fünfhundert Jahren ihre Gestalt geändert! Wäre Urvater Tell noch zu Anfang dieses 1798sten Jahres zurückgekommen, er würde seine Kinder nicht mehr erkannt haben [12]). Aber so ist der Lauf

---

12) In einem andern Aufsatze, den er auf einem halben Bogen abdrucken ließ, ist dies näher erläutert: „Wer kann

der Zeit. Nach und nach suchten die Obrigkeiten ihre Gewalt zu vergrössern [13]; die Angehörigen

---

wünschen, daß alles wieder in den alten Zustand gesetzt werde? Welche Willkühr, welcher Wirrwarr war in diesen Kantonsverbindungen? Wie oft hatten sich die Kantone gegen einander verschlossen! Lebensmittel, Bau- uno Brennholz war hoch verboten, aus einem Kanton in den andern zu bringen; Erdäpfel zum stecken, Samen zum säen mußten oft, um der Strafe zu entgehen, bei nächtlicher Weile von den nächsten Grenznachbaren einander zugetheilt werden. Hier durfte bei schwerer Strafe kein Arbeiter des einen Kantons einem Bürger des andern arbeiten; dort mußte der Landmann die rohe Materie beim Stadtbürger kaufen, und durfte die daraus verfertigte Arbeit niemand anders, als wieder dem Bürger der Hauptstadt verkaufen u. s. w. Es war alles nur Stadtbürger-Monopol. Oder man wußte durch kostbare, langwierige Prozesse und durch ein beständiges Theuerhalten der Lebensmittel, welches die Landvögte bereicherte, die Pfennige des Landes in die Hauptstadt zu ziehen. Die demokratischen Kantone, welche Unterthanen hatten, verkauften die Landvogteien dem Meistbietenden, und der Landvogt, um sich schadlos zu halten, verkaufte wieder ungescheut und öffentlich das Recht dem, der am meisten zahlte« u. s. w.

13) Siehe Müller Th. I. S. 373. Th. II. S. 104. und Fränklins, des Bernerischen Sekelmeisters, vaterländische Rede Th. IV. S. 603, womit Thüring Frikhard's vortreffliche Beschreibung des Twingherrnstreits zu vergleichen ist, um die Gewandheit und Tiefe zu erkennen, mit welcher Joh. Müller den Geist seiner Geschichtsquellen zu erfassen und darzustellen weiß.

machten sie zu Unterthanen; freiwillige Geschenke wurden pflichtmäßige Abgaben [14]; die Regierung aus den Händen der Gemeinden in die Hände etlicher Familien erblich übertragen: kurz, jedes Städtchen, jeder Flecken, jedes Dorf weiß selbst, wie viel ihm allmählig von seinen alten Rechten abgenommen, wie viel neue Beschwerden dagegen aufgeladen. So ist es endlich dahin gekommen, daß unsere sämmtlichen Kantonsregenten das Volk als ihr Eigenthum ansahen, und (in dem Bund zu Stanz 1715) unter sich übereinkamen: jeder Kanton sei für sich Souverän, ein jeder könne seine Unterthanen behandeln, wie er für gut finde. Würden diese aber gegen selbstgewaltigen Druck nur ungeduldige Einwendungen machen; so sollten die andern Kantone verbunden sein, sogleich zur Bezähmung derselben alle begehrte Hülfe zu leisten. . . . . „Mir schauert die Haut; aber was ist zu thun? Das ist so der Welt Gang. Je länger der Esel still steht, desto mehr wird ihm aufgeladen. Derohalb finden wir in der Weltgeschichte, daß von Zeit

---

14) Vergl. Müller Th. VI. S. 402. Anm. 471.

zu Zeit [15]), etwa von fünfhundert zu fünfhundert Jahren, große Erschütterungen sich zutragen, die

---

15) In einem Zusatz zu der Stelle versucht er diese Rechnung aus dem dürftigen Schatz seiner Geschichtskunde zu beweisen. Johann Bodin, einer der ersten unter den neuern, welcher die Geschichte aus einem höhern Standpunkte betrachtet, nennt unter den Zahlen, wodurch er die verhängnißvollen Zeiträume der Völker zu bestimmen wagt, auch die Zahl 496. S. dessen Methodus ad facilem historiarum cognitionem p. 318. Der menschliche Geist, durch seine Natur zur Einheit getrieben, aber das Wesen dieser Einheit verkennend, hat von Alters her in den festen Verhältnissen der Zahl Aufschlüsse gesucht für die zahllos wechselnden Verhältnisse des Menschenlebens.

In Rücksicht auf die Schweiz nennt es Joh. Müller einen Fehler der Eidgenossenschaft, daß für gute Aenderungen keine bestimmten Zeitpunkte, sondern Stürme nöthig waren, sie herbei zu führen. (Th. IV. S. 379) Ueber das Nothwendige und Heilsame solcher Erschütterungen des gemeinen Wesens spricht er Th. II. S. 144 (vergl. Th. IV. S. 487) und in einem Briefe an Windischmann; „Ich kümmere mich nicht sowohl um diese und jene Form, als daß das Leben bleibe und wachse. Da nehmen viele ein Aergerniß daran, und meinen, man solle denen, die im Schlaf gestört, mehr fluchen, und die Völker wieder in schmeichelhafte Träume wiegen. Aber so lange wir nicht mit Schmerzen wiedergeboren werden, und Gemeinsinn und die Einfalt kraftvollen Verstandes die Oberhand gewinnt, hat der gute Gott den Zweck seiner Kur noch nicht erreicht. Eine Zeit ist vorbei (ach, es war meistens nur eine halbe Zeit!) eine andere ist im Anzug, und wie die sein soll,

eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen. Sie sind unaufhaltbar. Millionen, die in Frankreich diesen Gang aufhalten wollten, sind gefallen. Laßt uns dieses zur Lehre dienen, und der neuen Ordnung uns willig unterwerfen. Die Franken sind von der Vorsehung zum Werkzeug unsrer Wiedergeburt gemacht. Sie bleiben nicht länger bei uns, (fügt er gutmüthig genug hinzu) als die größte Nothwendigkeit und unsre Wohlfahrt fordert.“ — Darauf tröstet er seine Mitbürger über manche mit dieser Wiedergeburt unvermeidlich verbundene Leiden, und sucht ihren Blick auf die großen Vortheile derselben hinzurichten, deren Erlangung allein

---

beruhet auf unsrer Selbstreform.“ — Ich habe der Versuchung, Stellen aus dem großen vaterländischen Geschichtwerke zur Vergleichung anzuführen, öfter widerstanden, als nachgegeben. Ganz konnte ich nicht widerstehen. Kindliche Unbefangenheit und tiefe Menschenkenntniß treffen gewöhnlich in ihren Urtheilen zusammen. Es hat einen eigenen Reiz, dies zu bemerken. R. Meyer kannte Müller's Geschichte nicht, aber er kannte und liebte sein Volk, weil er mit ihm lebte. Was aber das Volk (d. h. die Menge der selbstständigen Bürger) über seinen Zustand mit mehr oder minder dämmernden Bewußtsein äussert, das kläret die Geschichte auf, und der Geschichtschreiber spricht es aus mit dem deutlichsten Bewußtsein.

von ihnen selbst, von ihrem Geist und von ihrer Kraft abhänge.

Mit solchen Hoffnungen ward nun der hochherzige Mann aus der Segen verbreitenden Wirksamkeit des Thals auf die stürmische Höhe getrieben. Aber schon nach wenigen Monaten sprach er im Senat, als die Rede war von Entschädigungen der Patrioten durch die ehemaligen Regierungen: „Es betrübt mich. Wenn ich überdenke, was wir bisher gethan haben; so finde ich in unserm bisherigen Thun größtentheils nur Eigennutz. Zuerst hat man viel Zeit gebraucht, den Ort unsers Aufenthalts zu bestimmen. Nach diesem kam die Reihe an die Zehnten und Bodenzinse [16]; darauf, uns selbst ein großes Jahrgehalt zuzusprechen; und jetzt wollen wir unsre alte Obrigkeit, die doch gewiß nicht so ganz verderbt war, plündern. Ich bin durch die alte Berner Regierung in großen Schaden gesetzt; allein ich fordere keine Entschädigung.“ — Unter

---

16) R. Meyer wollte diese Abgaben nicht eher abgeschafft wissen, als bis eine billigere Weise den öffentlichen Bedürfnissen abzuhelfen gefunden sei. Vergl. Müller Th. IV. S. 322 Anmerk. und 345 Anmerk.

die ersten Arbeiten seiner neuen Stellung gehört ein oberflächlicher Entwurf (wie er selbst ihn nannte) zu einer Verfassung des Kantons Aargau. Indeß lag ihm überhaupt mehr an der Verwaltung, als an der Verfassung. Die Grundsätze von strenger Ordnung, Fleiß, Gerechtigkeit und Menschenfreundlichkeit, welche ihn in seinem engern Kreise geleitet hatten, wollte er mit gewohntem Ernst nun auch in dem größeren angewendet sehen. „Was man spart, wird Gewinn.“ Diesen Grundsatz eines guten Haushalters ließ er nicht ab zu predigen. Ersparen aber lasse sich viel, wenn man die öffentlichen Aemter und deren Besoldungen vermindere, die Beamten zur strengsten Verantwortung ziehe und ihren Lohn erst nach Jahresfrist ihrem Verdienst gemäß bestimme; wenn die Auflagen vereinfacht, aller unnütze öffentliche und häusliche Aufwand abgeschafft und den Betrügereien in Vermögensschätzung, Lieferungen u. s. w. streng begegnet würde. Statt dessen blieben selbst die beschlossenen Auflagen uneingezogen, und über weitläuftigen Verhandlungen entfernter Dinge die nächsten und dringendsten Bedürfnisse unbeachtet. Das

Kriegswesen würde auf Französischen, statt auf echt Schweizerischen Fuß eingerichtet; über Einbürgerung der Juden philosophirt, und dafür die Würde der Zünfte und des Schweizerbürgerrechts durch zu große Erleichterung und leichtsinnige Annahme von Landläufern geschmälert; überhaupt vor lauter Weltbürgereien, die weder hier noch dort seien, der vaterländische Mittelpunkt verloren. Man spinnewebe Verfassungspläne ohne Rücksicht auf Sinn und Sitte des Volks, welches allein sie in Kraft erhalten könne, und aus welchem überall alle fruchtbare Staatsweisheit entspringe, und von jeher entsprungen sei; man verfertige Gesetze ohne Kraft, Beschlüsse ohne Vollziehung, kümmere sich mehr um die Mühle als um das Mehl, und sei meistentheils des Schwatzens gewohnter, als des Handelns.

„Wenn ich — sagt er einmal — mit weinenden Augen, unser Vaterland übersehe, wie es mit fremden Kriegsheeren bedeckt und zur Zwietracht gereizt ist: so sollte, um die Zerstöhrung nicht noch zu vermehren, unser erstes Geschäft sein, alles, was noch ruhig in seinen Angeln liegt, ungestört zu

lassen.“ Daher drang er auf einen unverzüglichen Beschluß, wodurch den alten Gesetzen, die das Volk ohne Unterschied für aufgehoben ansähe, neue Kraft gegeben würde. In der alten Verfassung sei noch sehr viel Gutes [17]; man solle nicht dermaßen sichten, daß nichts mehr im Siebe bleibe, sondern nur die Mißbräuche abschaffen: vornehmlich, zur Erleichterung des Volks, die langwierigen, kostspieligen Gerichts- und Prozeßordnungen [18]. Es bilde sich nichts Dauerhaftes auf dieser Erde,

---

17) Seine Vorschläge, das Gute der alten Verfassung mit den Vortheilen der neuen zu verbinden, enthält der in der zwölften Anmerkung erwähnte Aufsatz. Sie gehen im wesentlichen darauf hinaus, daß jedem Kanton überlassen bleibe, die anerkannten Mängel zu verbessern und sich eine feste Verfassung zu geben; ein Nationalrath aber, mit hinlänglicher Macht ausgerüstet, die allgemeinen Landessachen leite und die verschiedenen Verkommnisse und Verfassungen der einzelnen Kantone gewährleiste und schütze. Um den engherzigen, alle Gesammtkraft lähmenden, Kantonsgeist zu schwächen, schien ihm zweckdienlich, daß ein Theil der jedesmaligen Kantonsräthe und Richter auch aus andern Kantonen gewählt würde.

18) „Je künstlicher die Rechtsgänge, desto mehr verrathen sie eine kranke Eidgenossenschaft, die von Arzeneien lebt.“ — Müller Th. II. S. 176. vergl. S. 611. 612.

wenn es sich nicht an die Vergangenheit knüpfe. Die Thätigkeit anspornen, den Geist beleben, die alten Sitten verjüngen, das Entartete auf seine eigenthümliche Bestimmung zurückführen, darauf komme mehr an, als auf das Flickwerk der vielen, selten befolgten, heute gegebenen, morgen zurückgenommenen Gesetze. Gewohnt, immer nach klar erkannter Sache zu handeln, und unbekannt mit der wissenschaftlichen Kunstsprache, die damals an der Tagesordnung war, ereiferte er sich laut über das dem Volke unverständliche politische Rothwälsch. Vieles in den öffentlichen Verhandlungen verstand er nicht, und verlangte, daß man es ihm — um seinen Ausdruck zu brauchen — in natürliches Deutsch übersetze. Das beste Deutsch war ihm, was von Herzen kömmt. Mit dieser natürlichen und nichts weniger als umsichtig abgewogenen Sprache bereitete er sich und andern manchen Verdruß. Das verzwickte Getriebe, was man gemeinhin Politik nennt, vermogte nichts über die Gradheit, auf welcher sein ganzes Wesen gegründet stand. Es dünkte ihm unverständlich, daß Staatsweisheit und Menschenweisheit einander entgegengesetzt, und

ohne List und Trug in öffentlichen Geschäften nicht leicht fortzukommen wäre. Gemeinsinn, redlicher Muth und schlichter Verstand seien die beste Politik [19]). Von der Nothwendigkeit mancher Staatsbedürfnisse konnte sich seine patriarchalische Einfalt nicht überzeugen, und den Zusammenhang der verwirrten Fäden des damaligen Staatsgewebes zwar vermuthen, aber nicht durchschauen, noch weniger entwirren. Da er sehr schüchtern und leise redete, und nicht verstand seinen Worten Gewicht zu geben; so schrieb er seine Ansichten und Meinungen auf, um sie sich selbst vorher recht aufzuklären, und wenigstens deutlicher vortragen zu können. Dieser Gewohnheit blieb er seitdem bis ans Ende seines Lebens getreu. Viele Zeugnisse derselben haben sich auf einzelnen zerstreuten Blättchen unter seinen Papieren gefunden, und zu dieser Erzählung die schätzbarsten Beiträge geliefert [20]). Aber er war von unendlich vielem über-

---

19) Vergl. Müller Th. III. S. 447. Th. IV. S. 538. 39.

20) Diese kleinen selten vollendeten Aufsätze, Entwürfe, Gedankensammlungen (so ist die Ueberschrift von einigen) sind fast sämmtlich mit Bleistift, doch sehr fest und deutlich

zeugt, was er nicht sagen konnte, und was er doch auch nicht leugnen konnte, ohne sich selbst zu leugnen.

Je emsiger nun er sich bestrebte, nicht mehr, aber auch nicht weniger zu sein, als in der Zeit und in der Stelle möglich war; desto empfindlicher sah er ein, daß ihm nur sehr wenig zu sein möglich wäre, und hätte längst mit Freuden seine Entlassung genommen, wenn er's nicht für Pflicht gehalten, auch wider Gefühl und Ueberzeugung da auszuharren, wohin man nicht durch sich selbst, sondern durch eine unausweichliche Verkettung der Umstände gestellt worden. Wie höchlich mußte ihn daher jene Bothschaft des Vollziehungsrathes (vom 7. August 1800) erbittern, welche die gesetzgebenden Räthe als Haupturheber der traurigen Zerrüttungen des Vaterlandes anklagte, und deren Selbstauflösung verlangte. Er, und mit ihm andere, waren

---

geschrieben. Unterscheidungszeichen fehlen gänzlich. Statt derselben dienten ihm kleine Striche. Das werden ihm die Schöngeister wohl verzeihen, da es sogar einer Schriftstellerin, wie Sophie von La Roche, eigen war. S. Wielands Briefe an dieselbe.

sich des reinsten Pflichteifers bewußt. In diesem Bewußtsein nahm er in der letzten stürmischen Sitzung muthig den Vorsitz, den niemand einnehmen wollte, und unterzeichnete als letzter Präsident des Senats die fruchtlose Verwerfungsakte.

Besänftigt durch eine Ehrenerklärung des Vollziehungsrathes eilte er nun endlich, wie er's nannte, erlößt von seinen Banden, mit Sehnsucht zu seinem nicht ohne großen Nachtheil verlassenen Berufe zurück. Hier fand er die Mitte wieder, von wo er vorher seinen Wirkungskreis immer weiter und glücklicher ausgedehnt hatte, weil er eben den nahen und nächsten Kreis so sicher und ganz ausfüllte. Allein die Blüthen seiner vaterländischen Hoffnungen waren verwelkt und ihm keine Frucht geblieben. Gleichwohl ließ er sich seinen warmen Antheil an allen, zumal den leidenden Zuständen des mitbürgerlichen Lebens, nicht rauben. Eine Feuerversicherungsanstalt für die ganze Schweiz, oder, mit seinen Worten, eine Verbrüderung der Schweizer zur Linderung der Brandschäden war schon seit Jahren ein Herzenswunsch von ihm, jedoch seine vielfältige Bemühung

umsonst gewesen, den öffentlichen Beistand dafür zu gewinnen. Auf den Bescheid: „es sei dazu jetzt nicht Zeit“, versetzte er heftig: „Allerdings, denn es ist eine Zeit der Noth.“ Nur mit der größten Mühe konnten ihn seine Angehörigen und Freunde zurückhalten, diese Wohlthat dem Vaterlande auf eigne Kosten zu geben. Sie ehrten seinen edlen Eifer, fürchteten aber noch mehr das Feuer, womit er alles ergriff, und welches ihn von Entwurf zu Entwurf fortriß. Manche wünschten ihm ein Fürstenthum, damit er Friedrichs des Großen Forderung erfülle, der als Jüngling die Worte schrieb: Ein Landesherr, groß oder klein, soll als ein Mensch angesehen werden, der berufen ist, menschlichem Elende abzuhelfen, so viel er kann.

In seinem Ehrenamte war ihm die Ueberzeugung lebendiger geworden, daß alle Anstalten, eine äußere Staatseinheit hervorzubringen, leere Träume bleiben, wenn nicht im Geist und Herzen des Volks recht früh die innere Einheit genährt und befestigt werde. So flüchtete er mit seinen an der Gegenwart gescheiterten Hoffnungen in den

Schoß der Zukunft, in den Schoß der Jugend. Für diese sorgen, heisse nichts anders, als die Wurzel eines Volks nähren, damit der Stamm aufschieße und Früchte trage. Darum steuerte er reichlich zur Vervollkommnung der Töchterschule seiner Vaterstadt; darum begeisterte sein Vorgang durch Zusicherung eines sehr bedeutenden Geldbeitrags viele seiner Mitbürger, daß sie am sechsten Jenner des Jahrs 1802 zusammentraten und die Kantonschule gründeten. Die Parthei, welche alleiniges Heil des Vaterlandes von unbedingter Rükkehr zum Alten erwartete, sah in dieser Anstalt eine Pflanzschule solcher Bürger, die nicht rückwärts, sondern vorwärts, und um vorwärts zu kommen, das wollten, was der Finsterling Aufklärung [21]) schilt. Einen solchen Aufklärer, im gehässigsten Sinn des Worts, erblickte der damals bis zur Wuth

---

21) „Irret euch nicht — so warnt der Geschichtschreiber — eure Schwäche kommt nicht von der Aufklärung, sondern daß ihr nicht wahrhaft aufgeklärt seid; nicht von dem Bösen, das unter euch vorgeht, sondern von eurem Schlummer über das Gute und Große. — Was den Menschen lehrt wer er sein soll, aus neuen Beweggründen, fester als zuvor, das ist Aufklärung.“ S. Müller Th. III. S. 116.

gestiegene Partheigeist, auch in Rudolf Meyer. Alle Hebel der Verläumdung wurden gegen ihn in Bewegung gesetzt. Seinen Handelsfreunden wurden Argwohn stiftende Briefe gesendet; bei dem Volk die abentheuerlichsten Mährchen verbreitet, die seine Häuser und Besitzungen, ja selbst sein Leben in Gefahr brachten: bald, wie er die christliche Religion vertilgen, und die heidnische einführen wolle, bald, wie er in unterirdischen Kammern falsche Münzen schlage, bald, wie er sogar mit dem Fürsten der Finsterniß ein Bündniß geschlossen, um des Goldes so viel zu haben, als er begehre. Aus dem Aargau, und noch mehr aus dem Kanton Basel, meldeten sich zuweilen Landleute bei ihm, welche ihm mit geheimnißvoller Aengstlichkeit offenbarten, sie wollten, gleich ihm, ihre Seele dem Satan verschreiben, wenn er dazu helfen und ihnen dafür erklekliche Schätze verschaffen würde. Solche Auftritte, lächerlich oder empörend, waren manchmal durch begleitende Umstände herzzerreissend. So kam eines Tages eine arme Frau aus dem Kanton Basel, mit vielen Kindern begabt, und schilderte in den rührendsten

Ausdrücken ihre Noth, und wie sie ihre Kleinen nicht mehr nähren, noch mit Kleidern bedecken könne. Dann, mit Schluchzen und Verzweiflung, nach langem Kampfe, erklärte sie, daß sie aus Mutterliebe ihre arme Seele der Hölle opfern wolle, wenn er ihr Hoffnung geben könne, daß die Kinder geborgen blieben.

Nie ohne Empfindungen des tiefsten Unwillens vernahm der wahrhaft fromme Mann Bitten solcher Art. Aber dann lenkte sich die ganze Macht seines edlen Verdrusses gegen die unbegreifliche Verblendung vaterländischer Obrigkeiten, welche ihr Ansehn durch geistig verwilderte Knechte fester verbürgt wähnten, als durch ein über seine Rechte und Pflichten wohlverständigtes Volk, und gegen die Gleichgültigkeit und den Stumpfsinn der Pfarrer, welche eher alles andern als ihrer Würde eingedenk, das hohe Amt zum gemächlichen Handwerk erniedrigten. Dergleichen freimüthige Aeusserungen vermehrten die Feindschaft und den Verdacht seiner Gegner, daß er zu jenem gottlosen Orden gehöre, den ihre Furcht sich als ein Schreckbild aller geistlichen und weltlichen Obrigkeit geschaffen hatte. Daher hielt er

sich nicht sicher, als Aarau bei dem Umsturze des Helvetischen Staatsgebäudes durch einen Aufstand des Landvolks im Jahre 1802 eingenommen wurde. Geschwächt vom herrannahenden Alter floh er, obgleich nur auf kurze Zeit, zu Fuße, um Mitternacht, nur von einem treuen Arbeiter über einsame Nebenpfade geleitet, ins Frickthal.

Seine Ansicht dieser Veränderung, welche dem Schweizerischen Gemeinwesen die alte Gestalt wieder schaffen sollte — als ob sich nämlich ein gewaltsam Entbundenes in die alte enge Gebundenheit zurückbringen ließe — giebt sich in folgenden Worten kund, die er damals aufzeichnete. „Vor fünfhundert Jahren blickten die Sterne blaß und entfärbt auf uns herab. Aus ihrem Schoße entrann ein Funken heiligen Feuers, beseelte einige wackere Männer, daß sie die Fesseln brachen, und reine Freiheit in ihre Hütten führten, wo sie als Väter und Kinder ohne Knechte wohnten [22]). Ein-

---

22) „Nichts war dem ursprünglichen Zusammentreten patriarchalischer Familien in die natürliche Form einer stärkern Gesellschaft so ähnlich, als jene ewigen Bünde der Männer von Uri u. s. w.“ S. Müller Th. III. S. 367.

gewiegt in dies seltene Erdenglück gelüstete ihren Enkeln nach Macht. Sie wünschten selbst Geßler sein zu können und wurden's. Sie unterjochten Menschen zu Knechten und bauten Ruhesitze auf ihrem Schweiß. Da fiel das heilige Feuer ihrer lang entschlafenen Freiheitstifter grausam auf sie herab, und machte sie ihren Knechten gleich. . . . Was ists nun, das ich sehe? Ist es Stolz? unbändiger Hartsinn verwöhnter Kinder, denen nach Unterthanen gelüstet? oder ist es Demuthsgefühl, Selbsterkenntniß, von der Bahn der Urväter abgewichen zu sein, und reines Bestreben, darauf zurück zu treten? Wäre dies der Wille dieser Männer, dann würde ich sie segnen u. s. w." Ja, zurück geführt hätte er mit Aufopferung von allem, was er war und hatte, sein Vaterland zu der alten Treue, der alten Tapferkeit und Selbstverläugnung, und wiedergeboren den alten Bund durch Erweckung seines ursprünglichen Geistes, welcher nichts anders will, als die nothwendigste Verschränkung und Beschränkung aller mit der mannigfaltigsten und freiesten Entwicklung der einzelnen.

Aber er sollte noch erleben, daß dieses sein Vaterland, mehr und mehr zerrüttet und sich selbst zu helfen unfähig, gezwungen wurde, aus Paris sich Ruhe zu holen. Auch er wohnte im J. 1803 der Konsulta bei, obwohl ungern. Nur der Wunsch, seine dort verheirathete Tochter zu sehen, bewog ihn zu der Reise. Möglichst schnell kehrte er zurück, ohne die Erscheinung vor dem ersten Konsul abzuwarten. „Sie kennen mich — schrieb er einem Vertrauten — als warmen Freund unsers gemeinsamen Vaterlandes. Beim Anblick der Verfassung, welche Frankreich uns zur Annahme darlegt, werde ich mit Betrübniß erfüllt. Wie? Sind wir denn so ganz der Willkühr des Stärkeren unterworfen? Selbst der Trost, den ich mir gebe, ist schmerzlich. Ich tröste mich aber mit der Nothwendigkeit. Wollte man den Schweizern frei stellen, sich selbst eine Verfassung zu geben: sie würden einander aufreiben und doch nichts machen."

So tief war des Mannes Glaube an das Vaterland gesunken; aber sein Glaube an das Ewige hatte sich fester begründet und eigenthümlicher gestaltet. „Weisheit schwingt unsern

Geist zu seinem Urheber empor.“ Es ruhete in ihm dieser Glaube auf der Tiefe seines Naturgefühls. Ueber seinem Rebengelände, am obern Saume des Bergwalds hatte er einen schmalen Laubgang mit einigen Ruhebänken anlegen lassen, woherab sich des Aargau's Reichthum und mannigfaltige Schönheit immer wechselnd öffnet und manche überraschende Fernsicht auf die Gletscherreihe vom Sentis bis zu den Aarhörnern. Nahe dem Sitze, wo er oft in ernstem Nachdenken ausruhete, standen von ihm die Worte aufgezeichnet: „Wer einsam hier verweilt und Gott nicht fühlt und findet, der fühlt und find't ihn nie.“ In solchen stillen, reinen Augenblicken hob das erweiterte Herz seinen Geist höher, und er versuchte zuweilen das Unaussprechliche auszusprechen. Einst in einer Sternennacht, bei dem Anblick jener leuchtenden Kugeln und Lichtstraßen, fühlte er das Licht seines Geistes reiner entflammt, daß er das werdende Licht zu sehen und das Geheimniß der Schöpfung näher zu ahnden glaubte. Er, dem im Leben nichts als abgeschlossen erschien, konnte in der sternenreichen Schöpfung diesen ewigen, durch jede schein-

bare Zerstörung immer verjüngten Fortgang unmöglich verkennen. „Durch diese Zerstörung entbinde sich Licht. Die Milchstraße sei ein Weltenkreis, aufgelößt in eine unendliche Menge mit Licht geschwängerter Theilchen, die einen selbstleuchtenden Nebel bilden, und, wo sie gesammelter erscheinen, bereits zu neuen Schöpfungen reifen. Auch der Weltenkreis, wozu unsere Erde gehört, gehe einer solchen Auflösung entgegen, so wie er durch Niederschläge daraus, die im Schwung des Unermeßlichen sich rundeten, gebildet worden. Ich bin auch ein Etwas — fährt er fort — das bei dieser einstigen Auflösung nicht zurück bleiben kann. Ich muß auch mitspielen und zur Vollkommenheit fortschreiten. Hier auf Erden soll ich schon den Grund dazu legen. Hier sind meine Bestandtheile: Leib, Seele und Geist; d. h. Erde, ein ewiger Funken, mit den feinsten, reizbarsten Körperlichen unzertrennlich verbunden, und Licht. Je nach meinen körperlichen Verhältnissen und dargebotener Hülfe konnte ich von dem Licht einen mindern oder größern Vorrath borgen. Das ist das Pfund, mit dem ich wuchern soll. Nach dem Tode übergebe

ich meinen Geist dem Licht, von dem ich ihn empfangen, meinen Leib der Erde, meine Seele bleibt bis zu jener Auflösung. Je mehr ich sie durch den Geist gereinigt, desto reiner wird sie alsdann erscheinen und desto größer meine Seligkeit sein. Denn aller Werth wird nach der Reinheit bestimmt im Himmel und auf Erden."

Diese Gedanken waren lange in ihm gelegen, und ihm selber unbewußt die Leiterinnen seines Lebens gewesen. Jene Nacht rief sie zur Klarheit. Er schrieb sie nieder für sich und für einige Freunde als Urkunde seiner heiligsten Ueberzeugungen. Schon früher hatte er sich gegen einen derselben geäussert: „Oft, oft, in stiller Abendstunde, wenn die entfernten Sterne mich Gott auch in der Nähe empfinden lassen, habe ich den Wunsch besser, besser zu sein, um schon hier auf Erden anhaltende Seligkeit schmecken zu können." So in einem Briefe an Lavater, den er sehr hoch schätzte, doch nicht ohne bescheidene Zweifel gegen manche Lehrmeinungen desselben. Denn mit Klarheit im Kopfe und Wärme im Herzen ging der thätige Mann zwischen Grübelei und Schwärmerei sicher

hindurch. — Zum Lesen fehlte dem Vielbeschäftigten Zeit und Neigung. „Ich habe, pflegte er zu sagen, nichts gelesen, als in meiner Jugend den Gellert und die Contes d'Oxenstirn.“ In höherem Alter blätterte er mitunter in Hebel's Alemannischen Gedichten, und faßte, was ihn ansprach, schnell ins Gedächtniß; z. B. das liebliche: „O lug doch, wie is d'Sonn so müd“, welches ihm so ganz gemüthlich war, daß er es sogar für sich und einige Freunde besonders abdrucken ließ. Nur Ein Buch las er, ausser einigen Chroniken seiner Vaterstadt, fort und fort: die Bibel; und las sie, wie man soll, indem er darin ein Zeugniß suchte seines eigenen Herzens. Das beste Buch aber war und blieb ihm sein innerer Sinn, durch Erfahrung bereichert, durch Nachdenken geschärft. All sein Wissen stand auf dem Grunde des Gewissens. Nie ging der Mund über, wovon das Herz nicht voll war. Für das alltägliche Leben hatte er wenig Redensarten, dem Reichen vergleichbar, dem Scheidemünze für den Bettler mangelt. Aber die Wohlmeinenheit und Zuthätigkeit, die aus allen Zügen hervorleuchtete, die lau-

nigte Art, wie er erzählte, der Reichthum an Bildern, aus dem gemeinen Leben gegriffen, und der stille Frohmuth, der über sein ganzes Wesen ausgegossen war, machten ihn zum angenehmsten Gesellschafter. Wer sah ihn jemals, wenn er, nach Gewohnheit seiner spätern Jahre, beim Abendtrunk vom Tagewerk ausruhete, und riefe nicht gern das heitre Bild zurück: wie angenehm er dann aufgeregt, bald in gemeinnützigen Entwürfen oder erfahrungsreichen Sprüchen, bald in manchem Schwank und munterer Erzählung, nun in ernstem Gespräche über göttliche Dinge, und nun in vergnüglicher Erinnerung der vergangenen Tage Herz und Sinn vertraulich öffnete. Diese frohe Unbefangenheit, das treue Abbild seiner Seele, ließ er sich selbst durch die heftige Erschütterung seines Wohlstandes und durch mancherlei herbe Kränkungen, die ihm noch in seinen alten Tagen widerfuhren, nie ganz stören. Nur empfindlicher wurde er gegen Widerspruch und Beleidigungen, zumal wenn sie von Leuten kamen, welche er mit Wohlthaten überhäuft hatte. Blossen Undank verschmerzte er leicht; gesellte sich aber Lug und Trug

und Ungerechtigkeit dazu, dann loderte sein glühendes Gefühl für das Sittliche in helle Flammen auf, und er schien das Arge mit seinen Augen vertilgen zu wollen. Doch ein Reuschritt des Beleidigers versöhnte ihn sogleich.

Seine Geschäfte waren mit den Jahren noch durch einen beträchtlichen Güterankauf in Baiern angewachsen. Hemmende Zeitumstände, über die er gleichwol niemals klagte, erschwerten ihm die Last noch mehr. Man drang vergebens in ihn, daß er sich zu Ruhe setze. Er fühlte noch Muth und Kraft genug, und Geschäftlosigkeit war ihm unerträglich. „Erst im siebenzigsten Jahr — sagte er mehrmals im Scherz — is mir's g'si, als hätt' mir ebber ä Stei in d'Hutte *) geleit.“ Von jetzt an blieb ihm Befriedigung seiner Bauluft (denn es war ihm nie ganz wohl, wenn er nicht etwas zu bauen hatte) und Besorgung seiner Reben fast die einzige Arbeit. Sein Ordnungsgeist, der nichts am unrechten Orte sehen konnte, und sein

---

*) Anmerk. Hutte ist ein von Weidenruthen geflochtener länglichter Rückenkorb. S. Stalders Idiotikon.

Verbesserungseifer fand dort immer noch genug zu thun. Von seinem Weinberge, den er täglich besuchte, stieg er gerubig und manche gelegentliche Vorkehr treffend, hinab an das Ufer der Aar, wo er schon lange damit umging, dem wilden Strome eine ziemliche Landstrecke abzugewinnen. Zu solchen Erwerbungen glaubte er, mahne das Schweizerland, welches an Getraide so arm sei, an rauhem Boden und arbeitsamen Volk so reich, seine Bewohner am dringendsten. „Ich meine — rief er manchmal aus — unter den Barbaren am Amazonenstrom zu sein, so oft ich die willkührlichen Verheerungen der Aar von meinem Fenster aus übersehe.“ Er hatte dawider schon in früherer Zeit die Hülfe des Helvetischen Directoriums angesprochen, und von seiner Seite manches Opfer angeboten. Da er nur aufmunternde Vertröstungen erhielt, wollte er selbst Hand anlegen, und nur mit genauer Noth hatten ihm seine Anverwandten den Plan ausgeredet, den Aarlauf von Schönewörd bis Biberstein, eine Länge von etwa zwei Stunden, auf eigne Kosten in die gehörigen Schranken zu zwängen. Denn, war er von etwas Gutem über-

zeugt, was geschehen könnte und sollte; so hatte er nicht eher Ruhe, als bis er es ausgeführt sahe.

Oft, wenn er von der Aar und aus seinen geliebten Reben durch die Halde zurükkehrte, sprangen ihm von hier und dort Kinder mit dem Freuderuf entgegen: Vater Meyer kommt! Dann scherzte er mit ihnen, nahm sie auch wohl mit in sein Haus und entließ sie mit kleinen Geschenken. Sein kindlich reiner Natursinn zog ihn zu den Kindern und die Kinder zu ihm. Dieser Sinn spricht aus jeder Zeile, die er dem neugeborenen Erstling eines seiner Hausfreunde zusandte: „Sei mir willkommen, mi liebe Kleine! Pozdusi! gäll? du hättist nit g'meint, daß hie so viel Lüt' uf di warte, die di in ihre Arme nehme und anni sanfti Brust drücke. Gäll? es isch lustig bines, und gsehst numme nit alles. E gute, schöne Engel umgit di, nimt di in sinen Schutz und begleitet di uf diner fruchtbaren Lebensbahn, bis recht alt — alt — alt bist. Dann führt er di sanft, schmerzenslos inne no viel schönere, bessere Welt — I werde dir lang vora go; aber wir treffen enander denn dort eineweg wieder a. Leb wohl. Ich verblieb din Fründ." — Mit

froher Herzensahnung ruhete sein gerührtes Auge auf den Kindern, wenn sie alljährig am Maienfeste vor ihm vorüber in die Kirche zogen. Er verglich die zahlreiche Schaar mit der weit geringern seiner Jugendzeit [23], segnete den aufblühenden Wachsthum seiner Vaterstadt und flehte die Leitung des guten Geistes auf sie herab.

Die Nachklänge der religiösen Eindrücke seiner Kindheit wachten in der Erinnerung des Greises mit verdoppelter Stärke auf. Das Geläute der Abendglocke war ihm gewöhnlich ein Ruf zu einsamen Gebet und stiller Einkehr in sich selbst. In solcher Stunde scheint folgender Anfang zu einer eignen Lebensbeschreibung entworfen zu sein.

Der Schutzgeist an seinen Greis.

„Guten Abend, mein Freund. Ich glaube, du kennst mich wohl nicht recht, und habe dich doch schon so viele Jahre mit meinem Schutz um-

---

23) In R. Meyers Geburtsjahre waren zu Aarau der Geborenen 57, der Gestorbenen 56; in seinem Todesjahre (1813), der Geb. 112, der Gest. 71.

geben; auch schon in der Taufe habe ich dich auf meinen Armen getragen. Ich muß dir sagen, unser guter Vater im Himmel giebt so einem jeden Kinde seinen Schutzengel . . . Wie sehr erfreute es mich jedesmal, dir mit meinem Schutze beizustehen! O, mein Lieber, ich sehe dich noch als Kind, als dein Vater von einem harten Gläubiger gedrängt wurde, daß er alle Hoffnung zur Rettung aufgab, wie deine Mutter und Schwestern in Thränen, hülflos da standen; ich sehe es noch, wie du auf der Ofenbank auf deinen zarten Knieen lagest, Herz und Hände zu Gott erhoben um Hülfe und Rettung betetest. Und Gott erhörte. Bald erschien Hülfe. — Ich brauche dich nicht an alles zu erinnern. Denke nur selbst dein Leben durch, wenn du allein bist, oder wenn du des Nachts nicht schlafen kannst. Es wird dir vorkommen, als wenn unser himmlischer Vater an niemand zu denken hätte, als nur an dich. — Mehrmals bin ich um dich in großen Sorgen gewesen. Ich will

dir nicht alles sagen. Aber von einer großen Angst muß ich dir noch reden, die ich deinetwegen ausgestanden, indem ich dich schon verloren und von mir auf immer getrennt glaubte.“ Nun erzählt er eine Gefahr, die ihm als erwachsenen Jüngling seine Unschuld zu rauben drohte, und fährt dann fort: „Auf einmal, was hörtest du? Die Betglocke des nächsten Dorfes ertönt, eine andere aus der Nachbarschaft stimmt ein, und eine dritte läßt sich auch hören. Welche plötzliche Aenderung nahm ich bei dir wahr! Wie? sagtest du, jetzt, in dem Augenblicke, da meine Mitchristen zum Gebet zusammenstimmen, da sie Gott für die Hülfe des Tages danken, und sich für die Nacht seinem Schutz empfehlen, jetzt sollt' ich zum Laster übergehen? Nein. Auf einmal war alles still bei dir. Du nahmst den Hut ab und stimmtest mit in ihr Gebet. Ich unterstützte dich kräftig, und meine Freude war unbeschreiblich.“

Das ist die Macht einer frommen Erziehung.

Sie wirkte, daß er, wie die Abendsonne eines schönen Sommertages auf das fruchtreiche Aarthal, so auf sein langes Leben zurückblicken konnte. Den Tod pflegte er nur seinen guten Freund zu nennen. „Ich glaube, mein guter Freund will mich besuchen“, sprach er vor zwei Jahren, am Morgen des sechsten Septembers zu seiner Gattin — „das Ankleiden wird mir so sauer.“ Lebenslang gesund und kraftvoll war er niemals gewohnt, sich dabei helfen zu lassen. Nachmittags mußte er sich zu Bette legen. Ein Schlummer überfiel ihn.

Auf die Nachricht von seiner Krankheit eilten seine Verwandte und Freunde herbei. Viele, die er aus Armuth, Hülflosigkeit und Elend gerettet, Eltern, die ihm den Wohlstand ihrer Kinder verdankten, Kinder, deren Eltern er aufgeholfen, Jünglinge, die er hatte erziehen lassen, kamen aus der Stadt und der umliegenden Gegend. Sie wollten ihren Vater, ihren Freund, Rathgeber,

Wohlthäter noch einmal sehen, noch einmal ihm danken, noch irgend einen Liebesdienst erweisen, oder an seinem Bette wenigstens knieen. Das heilige Siegel bescheidener Unschuld auf seiner Stirn, mit ruhiger liebreicher Miene lag er da, erkannte noch die meisten, konnte aber den Mund zum Reden nicht öffnen, sondern ihnen nur herzlich die Hand drücken. Am vierten Tage verlor er die Besinnung. Doch wirkte noch die frühe Angewöhnung zur Reinlichkeit, daß er bewußtlos zuweilen nach dem Spuknäpfchen griff, welches gewöhnlich auf dem Nachttische stand. Sein oft geäusserter Wunsch, den Tod mit freiestem Bewußtsein empfangen, und gleichsam das leise Herantreten desselben belauschen zu können, war ihm nicht gewährt. Er sah nicht die Thränen der Umstehenden, hörte nicht ihren Dank, ihre Gebete, ihre Segenswünsche. Früh am Morgen des sechsten Tages kam sein Freund, nahm ihn freundlich in seinen Arm und von den Lebenden hinweg. —

Wenn auch jedes dankbare Andenken an ihn verstummt, wenn auch kein Denkstein seinen Namen nennt: es blüht auf seinem Grabe eine Blume, die niemals verweset. Sie heisset Bürgersinn.

Den

Kantonschülern.

Der Gedanke an euch, zumal die gereifteren unter euch, geliebte Jünglinge, war es vorzüglich, der mich bewog, von dem Leben des Vaters Rudolf Meyer zu erzählen. — Die Worte, die er am Stiftungstage der Kantonschule zu den ersten Schülern sprach, sind auch an euch und an alle, die euch folgen werden, gerichtet. Sein Mund redet nicht mehr zu euch. Ihr begleitetet seine Leiche zum Grabe. Aber die Kraft seiner Worte lebt noch: denn sein Leben war in Einklang mit seinen Worten.

Die Natur hatte ihn ausgestattet mit leicht erregbarem Mitgefühle, frohmuthigem Sinn und lebhafter Einbildungskraft, mit Handgeschick und Kraft, die äussere Mannigfaltigkeit verständig zu ordnen. Voll Fleiß und Bestimmtheit war er im Augenblick, dabei von ausdauernder Beharrlichkeit, fortstrebend, vielversuchend und vielanschlägig;

ohne herrschende Leidenschaften, aber von herrschendem Wohlwollen; streng gegen sich, weich gegen andere; nicht sehr nachgiebig, oft allzu nachsichtig; leutselig, und gleichwol gern bei sich selbst verweilend; flammend für Gerechtigkeit und Tugend, ohne Sittenrichterei; leicht aufwallend und versöhnlich; freimüthig und schonend; stolz ein Schweizer zu sein, und hülfreich gegen jedermann; Freund der Wissenschaft, ohne wissenschaftliche Bildung; gewandt in seinem Geschäft, ohne Weltgewandheit; viel Vertrauen zu andern, mehr zu sich selbst, am meisten zu Gott. Kurz: an Feuereifer für Wahrheit und Recht ein Jüngling; an Stetigkeit des Willens und der That, an altschweizerischem Sinn für Ordnung und Sitte, Freiheit und Bürgerwohl ein Mann; unbefangen aber und offen, wie ein Kind, und an einfältigem Natursinn und frommen Glauben, den einzelne Lichtblicke und glückliche Ahndungeu des Wahren aufhellten, zeitlebens den Kindern ähnlich. Der war Rudolf Meyer.

Nicht dem gewaltigen Strom, der seiner Vaterstadt den Namen gab, sondern dem Bache, der

durch ihre Gassen still belebend fließt, ist der Lauf seines Lebens vergleichbar. Es ist nicht Heldengröße darin, nicht wissenschaftliche oder künstlerische Höhe, welche, wie der Anblick eines Gebirges, mit überwältigender Macht ergreift; es ist die bescheidene Größe eines guten Bürgers, die uns, wie ein fruchtbares Thalgelände, mit Innigkeit anzieht und zu herzlichem Verweilen einladet. Was die wilde Erhabenheit, an welcher die Menge hinaufstaunt, in Trümmer wirft, das baut die verborgene, anspruchlose Tugend wieder auf. Auch diese verdient eine Geschichte. Euer Vaterland, geliebte Jünglinge, war von jeher fruchtbar daran, besonders in den langen Jahrhunderten seiner Ruhe. Es lebten und leben noch jetzt in jedem Kantone Männer ohne Eitelkeit und Glanz, von ähnlichem Geiste, wie Rud. Meyer, getrieben, oft nur in ihrem Umkreise, oft selbst da nicht gekannt. Sie sind das eigentliche Herz des Vaterlandes: denn sie tragen das Vaterland in ihrem Herzen. Sie unterhalten insgeheim die heilige Flamme der bürgerlichen Tugend, welche eure Urväter angezündet, und wirken, daß so viele zer-

streute, ungebrauchte, gemißbrauchte, verschwendete, schlummernde Fruchtkeime des Gemeinwohls erregt, gestaltet, gestärkt, benutzt werden. Das Leben solcher Männer hat zwar nicht jenes Uebergroße, plötzlich Fortreissende, was gewöhnlich in Kälte oder in öde Bewunderung sich auflößt; hingegen weit mehr sanft Andringendes, welchen jedes unverdorbene Herz unwillkührlich zuwallet.

Nun steht aber R. Meyer nicht blos in der Reihe dieser Männer, sondern ist als Vater eurer Schule eurer Theilnahme ganz besonders nahe und verwandt. Je näher ein Beispiel unserm Kreise liegt, je vertrauter, befreundeter wir mit ihm werden, desto anwendbarer, desto wirksamer. Darum sind alle Beispiele, von denen wir hören oder lesen, nichts gegen die Allmacht des Häuslichen, das uns von allen Seiten täglich, stündlich umgibt und mit tausend Armen so umschließt, daß wir nicht etwa bloß nachahmen können, sondern, von unwiderstehlicher Gewalt geheim fortgezogen, nachahmen müssen.

Keine Geschichte, weder eines ganzen Volks, noch eines einzelnen Menschen, kann jemals diesen

Einfluß in der Stärke erreichen; doch stärker, als zu geschehen pflegt, wenn das Gelesene mehr durchdacht und durchfühlt, und die großen Lehren der Geschichte auch als Leiterinnen und Ordnerinnen der täglichen Lebenskreise nicht blos begriffen, sondern angeschaut würden. Denn es lehrt die Geschichte des Menschengeschlechts und der Völker nichts anders, als die Geschichte jedes selbstständigen Menschen. „Erfülle trefflich die von Gott dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß, dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren, dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit.“ Dieses allgemeine Resultat der Zeiten und Nationen, wie es der erlauchte Geschichtschreiber eures Vaterlandes nennt, ergiebt es sich nicht auch aus dem Leben des Stifters eurer Schule? Betrachtet einmal aufmerksam den Gang dieses Lebens. Laßt das Bild desselben nicht schattenähnlich vor euch vorüberfliegen. Es soll nicht blos Bild, es soll Vorbild und an Gesetzes

Statt für euch sein. Vorbild aber und Nachfolge gehören zusammen, wie Kopf und Herz. Woher kommts, daß sie so selten zusammen sind? Woher, daß die Kluft zwischen Empfinden und Thun in Gedanken so leicht überhüpft, in der Wirklichkeit so schwer ausgefüllt wird? daß mit dem steigenden Reichthum der Vorbilder die Zahl der Nachfolger immer ärmer zu werden scheint? Mit dem bloßen Hören, Lesen oder Empfinden ist's nicht gethan. Geistige und sittliche Errungenschaft kann nicht, wie irdische, vermacht, vererbt, verschenkt, sondern nur durch eigene Mühe und Anstrengung von neuem und immer von neuem angeeignet werden. Leset in einem Tage eine ganze Sammlung schöner Beispiele, und am Abend seid ihr um so schlechter, je besser ihr euch in der sittlichen Rührung des Augenblicks träumtet, welche bei dem Lesen euch erwärmte. Fort mit allen Lesereien dieser Art! Sie sind ein Opium für die Seele, und lassen, wie plötzliche Reizmittel des Körpers, desto empfindlichere Abspannung zurück. Indem ihr leset, könntet ihr, — wer weiß, was? — thun, und mit dem letzten Nachklange des letzten Worts ist auch Lust und

Muth und Entschluß verklungen. Höchstens bleibt die Nachahmung, oder vielmehr Nachäffung, an dem Gemeinen und Eiteln haften, was keine Mühe kostet, etwa an einzelnen, auffallenden Nebenzügen; oder das Ueberraschende und Kühne gewisser Eigenschaften, Grundsätze, Thaten blendet das Auge, daß wir den uns angewiesenen Weg verlieren, und oft schwer und mit Verdruß und Reue, oft gar nicht wieder finden. — Das Einzelne hat überhaupt in allen Geschichten keinen andern Werth, als sofern das Allgemeine sich darin offenbaret. Wir verlieren uns selbst in der Fülle des ersten, wenn nicht der Blick auf das letzte uns in uns selbst hineinführt. Darum gewinnt ihr für eure eigene Bildung mehr, wenn ihr auch nur den Lebensgang eines einigen Menschen mit gesammelten Gemüthe verfolget, als wenn alle hundert Bände der allgemeinen Weltgeschichte euer Gedächtniß füllten. — Es ist ein ernstes Ding um ein Menschenleben. Das Ganze desselben kennet nur Gott. Eben deshalb ist es eine unerschöpfliche Fundgrube der vielseitigsten Betrachtung, und fürwahr zu heilig, um etwa als Mährchen ein Paar müssige Stündlein auszufüllen.

Diesen Geist der Betrachtung möcht' ich gern durch die erzählte Lebensgeschichte in euch entzünden. Die Schule, in welcher ihr jetzt lernet, der Beruf, worin ihr einmal wirken werdet, soll eine Schule der Bildung für euch sein. Was ist das Wesentliche aller Bildung? Worauf beruht sie? was hindert, was befördert sie? was giebt ihr die eigenthümliche Gestalt? was giebt ihr den bleibenden, wirksamsten Gehalt? — Alles sehr wichtige Fragen! Die Geschichte, in ihrem größten wie in ihrem kleinsten Umfange, antwortet darauf.

Zuerst, worin hat menschliche Bildung ihren Grund? — Die Antwort ist jenes alte heilige Wort, welches Rudolf Meyer euch in seiner Rede ans Herz legt. „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang" und (welches nicht weniger wahr) ihre Vollendung. Religion ist Knospe, Blüthe und Frucht aller menschlichen Bildung. Ohne Gottesweisheit keine Menschenweisheit. Durch Eintracht beider sind von jeher Völker und Staaten gehoben, durch ihre Zwietracht gestürzt. In den ehrwürdigen Hainen

heiliger Ueberlieferung, deren Spuren, nach Jahrtausenden noch sichtbar, an das Ende der Geschichte führen, ward die menschliche Vernunft erzogen. Von dorther kamen der Welt die ersten Dichter, die ersten Seher, Lehrer, Weisen, Gesetzgeber, und Staatengründer. Und eurem Vaterlande? Es ist noch nicht viel länger als tausend Jahre, daß die wildesten Thäler desselben durch Gottbegeisterte Männer zu Menschenwohnungen umgeschaffen wurden. — Auch von dem Fortgang und Ziel menschlicher Bildung gilt dasselbe. Von Religion geht sie in allen Richtungen aus und führt wieder dahin zurück. In ihr ist uns das Urbild gegeben von dem, was wir sein sollen und nicht sind. Sie ist das erste, festeste Band aller menschlichen Bestrebungen. Davon hat sie ihren Namen. Ohne dieses Band fahren sie gewaltsam nach thierischem Gelüst auseinander, die Richtung auf ihr ursprüngliches Ziel verlierend, und gleichsam entseelt sinkt die Menschenweisheit zu bloßer Bedarfsklugheit herab. Alle edlen Kräfte des Geistes werden dann nur als Dienerinnen der begierlichen Zwecke des Menschen geübt; mit immer

Bayerische Staatsbibliothek München

zunehmender Befriedigung von diesen werden jene mehr und mehr gelähmt, und die ganze Denk- und Sinnesart des Menschen dergestalt erniedrigt und verunreinigt, daß zuletzt kein höherer Werth, kein andrer Ertrag und Kampfpreis des Lebens anerkannt wird, als den man berechnen, messen und handgreifen kann. Die Völkergeschichte zeigt uns lange Zeiträume dieser Erniedrigung, dieses Unglaubens an das, was sich nicht betasten und begreifen, sondern nur fühlen und finden läßt. Besonders in den neuesten Zeiten war jene Berechnungskunst alles dessen, was sich mit der Zahl erreichen läßt, und damit zugleich das Ueberschätzen aller Kräfte, Bedürfnisse, Verhältnisse dieser Art in einem erstaunlichen Grade gestiegen; am Ende aber (sintemal die Begeisterung für das Ewige nicht berechenbar ist) am Ende aber doch — wie das Sprichwort sagt — die Rechnung ohne den Wirth gemacht. — Gebt einem Volke Heere und Flotten, Festungen, Kanäle und Straßen, auf das künstlichste eingerichtet, Handel und Gewerbe, so blühend als möglich, kurz den größten Reichthum der natürlichen und Kunstkräfte; aber

macht das alles unterthan der Wollust, der Habsucht, der Herrschsucht, der Verschmitztheit und allen Gewaltstrieben, und nennt das Volk wie ihr wollt, nur gebildet könnt ihr es nicht nennen. Es scheint in Herrlichkeit und Fülle zu blühen, aber ihm fehlt aller Blüthe Anfang und Vollendung: die Frucht. Diese allein entscheidet über den Werth der Blüthe, und so entscheidet auch über den Werth und das Wesentliche der Bildung nicht jener Reichthum allein und für sich, sondern dessen Richtung auf das Ziel alles menschlichen Strebens, auf das Ewige und Göttliche.

Diese ist in R. Meier's Leben überall und durchaus vorherrschend. Gehorsam, Vertrauen, Liebe und Hoffnung, die Lebenslang alles Gute halten und tragen, waren in ihm durch die früheste Erziehung des elterlichen Hauses belebt, und der fromme Glaube seiner Väter ihm durch Lehre und Beispiel zu eigen gemacht. Dadurch hatte sich in seinem Herzen der felsenfeste Sinn für das Gute begründet, der ihm die Unschuld seiner Jugend, und bei unermüdeter Arbeit stets heitern Muth bewahrte; der ihm sein eigenes und fremdes

Zutrauen und mit allen dem zugleich sein Vermögen vergrößerte, und dessen Anwendung leitete. „Bete und arbeite“, das war seines Lebens täglicher Spruch. An Sinnsprüchen, welche jetzt, wie ehemals, bei den verschiedensten Völkern in den verschiedensten Einfassungen die wenigen großen Regeln der Lebensweisheit enthalten, hatte er, wie überhaupt alle sittlichen Gemüther, ein inniges Wohlgefallen. Die meisten seiner Sprüche, die ich erfahren und wieder angeführt habe, athmen den Geist werkthätiger Frömmigkeit. Diese war Quell und eigentliche Weihe seiner Tugenden. In ihr verklärten sich alle seine menschenliebenden, vaterländischen und Freundesgefühle. Sie führte ihn früh zu der Weisheit, von der geschrieben steht: sie sei fern von den Hoffärtigen und die Heuchler wüßten nichts von ihr. Sie weckte und läuterte seine Vernunft und lenkte den Ernst seiner geschäftfreien Nachforschung vor allem auf die wichtigsten und erhabensten Gegenstände; sie erfüllte ihn mit edler Unruhe, seinen religiösen Glauben mehr und mehr zu vereinfachen, von äusserm Zwang und ausserwesentlichen Zusätzen zu befreien,

und sein Heil (wie er's ausdrückte) nicht mit verbundenen Augen zu suchen. Sie erhielt ihn aufrecht bei Undank und Widerwärtigkeit, gab ihm Stärke, auch wider Neigung da auszuharren, wo Gott ihn hingestellt, und den festen und fröhlichen Sinn, welcher den Tod weder wünscht noch fürchtet, sondern als willkommnen Freund empfängt. Nehmt allem, was er wollte und wirkte, diese höhere Triebfeder, und setzt an ihre Stelle die sinnlichen und thierischen, und dächtet ihr diese auch geschmückt und begabt mit allen Schätzen der Erde, mit der feinsten Erfindsamkeit und gewandtesten Benutzung jeglichen Vortheils, ja selbst mit allem Schein des Edlen und Wohlthätigen: so raubt ihr seinem Leben die Seele, wie ihr sie allem euren Unterricht raubt, wenn ihr für dessen Werth keinen andern Maßstab kennt, als das Einmal Eins. Jede Spur menschlich-edler Bildung ist dann aus dem Leben entwichen. Zur alleinigen Sclaverei des Augenblicks herabgewürdigt hat es jede Hoheit, jedes Anrecht auf die Zukunft verloren.

Große Völker sind aus dieser Ursache spurlos untergegangen. Andere, durch äussere Noth auf

sich selbst zurückgeworfen, haben sich ermannt und ein neues Leben begonnen. Alle sind zum Erringen ihres Antheils an menschlicher Bildung durch Noth und Drang der Umstände aufgereizt. Im Gedränge der Anstrengungen lernt der Mensch am besten, wie wenig das Entscheidendste von ihm selbst abhängt. Wie in den Stürmen des Vorfrühlings das junge Jahr, so gedieh im Kampfe mit mancherlei Fährlichkeit die Jugend der Griechen und Römer und jedes gebildeten Volks. Und fragt ihr nach dem Leben verdienter Männer der alten und neuen Zeit; so wird es manchem von euch Trost und Erhebung sein, zu erfahren: die meisten hatten eine schwere Jugend, mußten im Schweiß und Mühsal ihre Kräfte erproben, Beharrlichkeit und Selbstverleugnung lernen. Auch R. Meyer. Schon den Morgen seines Lebens sah er durch Stürme getrübt, aber ihn führte ein guter Geist. Die unverhoffte Erlösung seines Vaters aus einer hoffnungslosen Lage ließ ihn, als unmündiges Kind, den Schauer von Gottes Nähe mit einer Tiefe empfinden, aus welcher seine religiöse Grundansicht des Lebens unvertilgbar hervorging. Dar-

aus entwickelte sich in der Folge der Glaube an seinen Schutzgeist, der in einem seiner spätesten Aufsätze sich so rührend offenbart. Er erinnerte sich so manches geringfügig scheinenden Umstandes, z. B. seines kindlichen Gebets für des Vaters Rettung, an das Abendgeläute, welches ihm einst seine Unschuld erhielt, an jenes graue Tuch, womit sein Handelsglück anfing; er überlegte, welche Reihenfolge anderer Umstände, unbestimmbar und unerklärbar, sich jenen angefügt und ihn allmälig mit einem Neze umfangen hätten, daß er hingeführt wurde, wohin er niemals gedacht. Das ganze Gewebe von beachteten und unbeachteten Veranlassungen, Hülfsmitteln, Hindernissen, Antrieben, Warnungen; alle die kleinen Begegnisse, von gemeiner Unwissenheit Ohngefähr genannt, schienen ihm eben so viele Anzeigen eines verborgenen Zusammenhangs mit einer unsichtbaren Welt, eben so viele Stimmen zu sein, worin ein höheres Wesen, gleichsam wie ein Vater zu seinen Kindern, redet, und die nur zu oft erst dann verstanden werden, wenn es zu spät ist. Tiefer sind diese

Spuren, lauter und erschütternder sprechen diese Stimmen in der Geschichte unsers Geschlechts. Schlagt darüber die alten Geschichtschreiber auf, oder lieber sogleich den größten der neuern, der — auch hierin den Alten gleich — dieser bewunderungswürdigen Zusammenordnung der menschlichen Dinge, wodurch eine unsichtbare Hand die Nationen und Herrscher zu Zwecken lenkt, wovon sie nichts wissen, mit tiefem Ernste nachwandelt. „Gar oft, sagt er, entstehen die größten Dinge aus unvorhergesehenen Ursachen, auf daß die Völker gewahr werden, die Wage ihres Glücks werde nicht gehalten von einer sterblichen Hand. Eben dieser Gedanke bringt frömmelnde Trägheit um Freiheit und Sieg, verblendet barbarische Völker über die Ursachen ihres Verfalls und begeistert große Männer und verständige Nationen mit alles erhellender Geistesgegenwart in ihren Rathschlägen und mit alles überwindender Zuversicht in Ausführung derselben.“ Achtsamkeit auf solche einzelne in unserm Leben, besonders der früheren Jahre, zurückbleibende Strahlen eines schützenden, warnenden,

vorsehenden Geistes, gleichsam eines Wiederscheins aus der Geisterwelt; Schärfung der Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang, der auch im Reiche der geistigen und sittlichen Kräfte obwaltet, mit einem Wort, auf den stillen Gang Gottes durch das Leben der Völker und der einzelnen Menschen: dieß fördert, wie nichts in der Welt, unsre eigne Bildung. Denn der Mensch wird, als solcher, desto größer, je klarer er seine Abhängigkeit von dem, was besser als er selbst ist, von dem Göttlichen erkennt, je tiefer und lebendiger er sie fühlt.

„Den Zufall giebt die Vorsehung, zum Zweck muß ihn der Mensch gestalten.“ Faßt man jenen Ausdruck in der allgemeinsten Bedeutung, für alles äusserlich den Menschen umgebende und betreffende; so hängt von der Art, wie dieses von dem Menschen gestaltet wird, der eigentliche Stempel seiner Bildung ab. Jene Art und Weise aber bestimmt sich nach dem Maße, wie die zahllosen Erscheinungen der Aussenwelt in Geist und Empfindung des Menschen aufgenommen werden. Daher die große Verschiedenheit der Volks-

thümlichkeiten, das mannigfaltige Gepräge der Sprachen, Religionen, Wissenschaften, Künste, Sitten und Verfassungen. — Nirgend vielleicht findet ihr auf einem kleinern Raume größere Abwechselung der Landesart, als in eurem Vaterlande. Diese Bergthäler, wie unglaublich verschieden an Lage, Ausdehnung, Richtung, Gestalt, Himmelstrich, Beurbarkeit, Fruchtbarkeit, Zugänglichkeit! Nicht minder verschieden ist menschliche und bürgerliche Bildung und Einrichtung ihrer Bewohner. Ueberall ist diese, gleich einer Pflanze, aus ihrem Boden natürlich entsprossen, obgleich nicht überall eben so natürlich fortgewachsen und geworden, was sie zu werden bestimmt war. „Jedes Land ist von der Natur zu einer eigenthümlichen Kunst bestimmt. Asien ist für den Genuß, der Griechische Himmel zu feinern Gefühlen, Rom zur Herrschaft, Germanien zum Krieg und Helvetien zu stiller Freiheit, ohne die es nicht sein könnte.“ — Gleicherweise üben Natur und Kunst, wovon der einzelne umgeben ist, fremde Meinungen, Gedanken, Beispiele und Unterricht, Freuden und Leiden, Em-

pfindungen, Neigungen und Leidenschaften; Mienen und Ausdrucksweisen, Gewohnheiten und Grundsätze auf seine Triebe einen magischen Reiz, und sind mit dem innersten Kern seiner Persönlichkeit d. h. mit dem angeborenen Verhältnisse unsrer Gaben und Kräfte, auf das geheimste verbunden. Die Gestalt einer Menschenseele, gleichsam das Seelengesicht eines Menschen, ist die Summe aller Eindrücke aus seinem Leben. Wer mag sie zählen und berechnen? Aber auf einige derselben und ihre Wichtigkeit für das, was Rud. Meyer geworden, möchte ich euch hinweisen.

Ich nenne vornehmlich Natur und Geschichte seines Vaterlandes, deren Einfluß in seiner frommen, fleissigen, Freiheit und Vaterland liebenden Gesinnung unverkennbar ist. Die Natur übt selbst auf den künstlich verschrobenen Menschen noch große Macht, wie viel größere auf den unverdorbenen! An den Sternen erhellen sich die edelsten Hoffnungen des Menschen. Vorzüglich den einsamen Bergbewohner hebt die Natur zu Gott und giebt ihm eine große Vorliebe für die einfache,

unverformelte, geheimnißvolle Hoheit des Gottesdienstes.*) So fühlte sich auch R. Meyer durch den erhabenen Anblick der vaterländischen Gebirge zu stillem Nachsinnen über die höchsten Aufgaben des Menschen gedrungen.

Aber die Natur dieser Berge giebt dem Bewohner wenig und selbst das wenige unfreiwillig. Zur Genügsamkeit und Arbeit ruft sie ihn wie zur Andacht. Die Wasser durchfressen die Schichten der Berge, unterwühlen ihren Fuß, reissen die Wiesen von den Höhen, übergrunden die Thäler, und würden das kärgliche Erdreich hinwegschwemmen, wenn ihnen die mühsame Anstrengung des freien Bürgers nicht ein Ziel setzte. Dieser zwingt den Boden, daß er bestehe. Daher finden sich auch — denn Geist und Natur sind in ewigem Bunde — unter euren Landesgenossen am häufigsten diejenigen Anlagen, welche die Unterwerfung, Be-

---

Anmerk. Daraus ist erklärbar, daß in einigen abgeschiednen Bergthälern der Schweiz, noch am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, (wie früher im Schottischen Hochland und noch jetzt in ähnlichen Gegenden Asiens) einzelne kleine Gemeinden in altchristlicher Einfalt lebten.

rechnung und Benutzung der Naturkräfte erleichtern; vorzügliche Neigung, nicht für den reinen und höchsten, sondern für den beobachtenden, angewandten Theil der Wissenschaften, für die Künste des Nützlichen und des Erwerbs; überhaupt ein Geist der Mäßigkeit, der Sparsamkeit und geschlossenen, häuslichen Emsigkeit: dagegen entschiedene Abneigung vor müssiger Nachforschelei, vor jederlei Ueppigkeit des Geistes und Lebens und allen Künsten des Scheins und ergötzlichen Zeitvertreibs. Dieser Geist und Ton war zur Zeit der Kindheit R. Meyers noch weit verbreiteter, und ungeschwächter, war der eigentliche Ehrenton auch in den angesehensten Häusern. In ihm wuchs er auf. Der Kunstfleiß seiner Vaterstadt und ein damals erst aufkeimender Zweig desselben bestimmten ihm die besondere Berufsthätigkeit. Er vergaß aber niemals über derselben, welcherlei Anstrengung zunächst die Natur seines Vaterlandes erheische. Oede Felsen mit fruchtbarer Erde bedecken, Sümpfe austrocknen, gegen die Wuth des Aarstroms Dämme aufführen, blieb seine Freude.

Indeß sah er wohl ein, daß alle Mühe des einzelnen durch die Nachlässigkeit der andern unnütz gemacht wird, und ließ daher nicht ab, auf dasjenige zu dringen, was des Landes Natur verlange und in der Vorzeit auch erhielt: auf Vereinigung der zerstreuten Kräfte, auf Zusammentreten für Sicherheit und Unabhängigkeit zunächst von der blinden Naturgewalt.

Der Gedanke, ein Sclave des Bodens zu sein, und durch den Geist das Unbeseelte nicht bemeistern zu können, war seiner freien Seele unerträglich. Gelingende Arbeit giebt Kraftgefühl, die Quelle der Freiheit. Darum entsprang diese auch auf euren heimathlichen Bergen, wo der rauhere Himmelsstrich die Körper stählt, wenig Bedürfnisse reizt und an alle Mühen des Lebens gewöhnt; darum wurde sie aufgenährt in den Städten der niedern Thäler, sobald Wohnsitze und Mittelpunkte des Fleisses aus ihnen sich bildeten. — In der Freiheit aber erkannte R. Meyer etwas Höheres, als die bloße Entbundenheit von bürgerlichen Lasten; im

Vaterland etwas Höheres, als den Boden und die Verfassung. Dieses — so glaubte er — sei der Geist des Bundes in dem Herzen des Volks, bei jener dachte er an die edlere, welche den Menschen erhebt durch den Bürger, indem sie ihm vielseitige Gelegenheit bietet, durch die Summe seiner Kraft die Summe des Gemeinwohls zu vermehren, und je nach Krafft und Beruf, daran Theil zu nehmen und zu geben. Die Geschichte des Vaterlandes gab seiner Erkenntniß diese Gewißheit, seinen Gefühlen diesen höheren Schwung. Sie sagte ihm, daß Freiheit und Bürgersinn alle Mängel und Unbestimmtheiten der Gesetze und Verfassungen nicht nur reichlich ersetze, sondern auch dem öffentlichen Leben ein Feuer gebe, welches da nicht aufglimmen kann, wo alles nach den genauesten Gesetzen abgemessen sich fortbewegt. Sie lehrte ihn den falschen von dem echten Bürgersinn unterscheiden. Jener will dem Gemeinwesen so wenig als möglich geben, und so viel als möglich von ihm empfangen; dieser möglichst viel geben, um, in einem höhern Sinn, desto mehr wieder von

ihm zu empfangen. — Mit Theilnahme forschte er in den Chroniken seiner Heimath, zurückgehend in die alten Sitten, worin er so viel seinem Herzen Verwandtes, Heimelndes fand, so viel Sinn für gleiches, billiges Recht, keine Spur von Willkühr und Gewalt und eine so biedere Vertraulichkeit. Mit ganzer Seele und nicht ohne Wehmuth versetzte er sich in jene Zeiten, wo die Väter das heilige Feuer der Freiheit (daß ich seine eignen Worte brauche) vom Himmel empfingen und es ihren Enkeln überlieferten, damit sie es nähren und stärken möchten. Da lernte und fühlte er, daß jene Freiheit durch Verstand und Tugend erworben sei, daß die muthigen Begründer und Verfechter derselben an Aufklärung hinter keinem der damaligen Völker zurück, an Tapferkeit aber und treuer, inniger Kraft des Gemüths den meisten voran standen. Die Erinnerung an das, was die Väter gewesen, erschütterte ihn, wenn er die Gegenwart verglich mit der großen Vergangenheit, und mit begeisterter Hoffnung erblickte er in der blutigen Abendröthe des untergehenden Tages die Morgen-

röthe eines neuen Tages für sein geliebtes Vaterland.

Solche Hoffnung ließ ihn nicht auf die warnende Stimme in seinem Innern hören, welche ihn vom Antheil an der Staatsverwaltung abmahnte, und er büßte diese Untreue gegen sich selbst mit Verdruß über seine Unwirksamkeit. — „Der Schweizerbund (lehrt sein Geschichtschreiber) verlangt, daß jeder im ganzen Leben mäßig, arbeitsam, entschlossen, zu allem aufgelegt und bereit sei für das gemeine Wesen zu leben und zu sterben.“ Alle diese Forderungen, nur jene Aufgelegtheit ausgenommen, leistete Rud. Meyer: Sein Herz umfaßte das Ganze, aber seine Einsicht reichte nicht so weit als sein Streben, durch unzulänglichen Unterricht und sein gewohntes Berufsgeschäft beschränkt. Er war daher im Senat nicht auf seiner Stelle, konnte den neuen Wirkungskreis nicht ausfüllen, den mannigfaltigen und verworrenen Stoff, der ihm vorlag, durch die Kraft seiner Bildung nicht beseelen.

Dieses lebendige Durchdringen des durch die

Umstände gegebenen Stoffs ist die Bedingung aller bleibenden Wirksamkeit unsers Thuns. Was bleibt von einem Volk? Nur das Reinmenschliche, was aus Geist und Herzen des Volks quillend einen empfänglichen Boden findet, den es befruchte. In jedes Volks Geschichte sind Zeiten, wo entweder das erste dem letzten, oder das letzte dem ersten fehlte. Sie rauschten vorüber und ließen nichts nach. Aber in dem Andenken jedes Volks, das eine Geschichte hat, leben auch solche Zeiten, wo ein großer Gedanke, ein überschwängliches Gefühl das gesammte Volk aus dem Gewohnheitsgleise heraushebend zu neuen und selbstständigen Hervorbringungen begeistere." Auch euer Vaterland hatte eine solche Zeit. Und was irgend Großes, Schönes, wahrhaft Bleibendes in ihm geschehen ist, das ist in dem Geiste dieser Zeit geschehen. Noch glimmt ein Funke desselben. An euch, Jünglinge des Vaterlandes, an euch ist es, daß er nicht verglimme. Dieser Geist verbannt alle ausländische Bildung, insofern sie nicht zum Wezmittel der einheimischen dient; er verbannt jene

eitle Weltbürgerei, die sich im Unendlichen verliert und darüber Haus, Beruf, Stadt, Land und die nächsten und wirklichen Verhältnisse vergißt; er haßt alle Träumerei, die, Jünglingen oft so gefährlich, sich an schönen Plänen vielerlei Wirkens gefällt, immer fertig ist, ehe nur die Ausführung begonnen, immer erndten will, wo sie nicht gesäet, überall im Hause ist, aber nirgends zu Hause. In diesem festen und gewissen Geiste haben alle Hausväter, so viele zur Fortbildung eures Vaterlandes daurenden Beitrag gaben, ihre Kinder erzogen, haben die Kleinjogge das Land bebaut, David Püri Millionen aufgewendet, Bodmer, Lavater, Iselin und Johannes Müller gehandelt und geschrieben, und wie viele eurer Altvordern in obrigkeitlichen Aemtern, fast unbezahlt um ihren Fleiß, dem Vaterlande Rath und Gut und in den Schlachten ihr Blut gegeben. In diesem Geiste hat auch Rudolf Meyer seinen durch Kunstfleiß erworbenen Reichthum benutzt, um Noth und Trägheit zu mindern, Fleiß und Wohlstand zu mehren,

Kenntniß und Fruchtbarkeit des Vaterlandes zu befördern und Gelegenheiten zu schaffen, daß Aufklärung und Tugend, ohne welche keine Freiheit möglich ist, der Jugend in Kopf und Herz gepflanzt würden.

Die Gelegenheit für euch, ihr Jünglinge, ist da. Sollte Trägheit des einen oder andern sie versäumen; so trete das Bild dessen vor ihn, der sie ihm gab, und frage ihn: was bist du? was kannst, was sollst du sein? wie kannst du es werden? was giebt deinem Leben Würde und aller Mühe einen Werth? — Die Lebensgeschichte Rudolf Meyer's beantwortet diese Fragen. Es ist ein unverwesliches Saamenkorn des Guten darin. Nehmt es willig auf, bewahrt es tief und treu und strengt alle Kräfte an, daß es wachse und gedeihe und ein unerschöpflicher Keim werde von immer neuen Schöpfungen, wodurch das Unvergängliche sich fortpflanze in das vergängliche Leben und ein heiliges Band sich knüpfe, das euch und euer Denken und Thun zusammenschlingt mit dem

Denken und Thun eurer Väter und eures Volks und aller Edlen, die da sind und waren und sein werden bis ans Ende der Tage.

„Denn was ein guter Mensch erreichen kann
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam als er lebte.
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich wie er sterblich strebte.“

Das Wort, welches er am Stiftungstage der Schule geredet, die That, die er für euch gethan, wirkte schon in vielen wackern Söhnen des Vaterlandes, die vormals diese Schule besuchten, wird auch an euch und allen euren künftigen Mitschülern sich nicht unbezeugt lassen und in eurer und ihrer Thätigkeit fortästen ins Unendliche.

Weiche niemals von der Schule, Geist des Stifters, du Geist der Gottesfurcht und Wohlordnung des stillen, treuen, fortstrebenden Fleißes,

Bayerische Staatsbibliothek München

der Freiheits- und Vaterlandsliebe. Stärke Lehrer und Schüler durch den Anhauch deiner Kraft, auf dem von dir gelegten Grunde fort und unabläßig fort zu bauen.

Bayerische Staatsbibliothek München

W. Aumann
Buchbinderei
20. JULI 1993

W. Aumann
Buchbinderei
20. JULI 1993

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Evers, Ernst August

Vater Johann Rudolf Meyer, Bürger von Aarau eine Denkschrift

Aarau 1815
Don.Lud. 539
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10728074-1